DAS IST ENGLAND!

BAND 1

Wie sieht uns der Engländer?

Von

Theodor Seibert

ZENTRALVERLAG DER NSDAP.
FRANZ EHER NACHFOLGER GMBH., BERLIN

Theodor Seibert / Wie sieht uns der Engländer?

Schriftenreihe der NSDAP.
Gruppe V. Das ist England!

Theodor Seibert

Wie sieht uns der Engländer?

Berlin 1943

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H.

81.—90. Tausend

Alle Rechte vorbehalten / Printed in Germany

Druck: Theodor Abb Buchdruckerei, Berlin SW 68

Michel in der Welt

Zugegeben: Wir haben es fremden Völkern nie leicht gemacht, ein umfassendes und zutreffendes Urteil über Deutschland und die Deutschen zu gewinnen. Warum? Um es auf die kürzeste Formel zu bringen: weil es bis vor sieben Jahren kein Deutschland gab, das diesen Begriff voll ausfüllte und auslebte. „Deutschland", das war ein Wort, unter dem sich jeder Ausländer etwas anderes vorstellen konnte. Deutschland, das war für den Menschen des 18. Jahrhunderts ein loses Reichsgefüge mit einem ohnmächtigen habsburgischen Schattenkaiser und vielen teils mächtigen, teils schwachen Einzelstaaten. Deutschland, das war in der napoleonischen Zeit und in den folgenden Jahrzehnten ein frommer politischer Wunschtraum, der sich dann in der Bismarckära draußen zur Vorstellung eines Großpreußens verdichtete. Und daneben gab es für den ausländischen Beobachter jenes sich gleichfalls stets wandelnde geistige Deutschland und das Deutschland der wissenschaftlichen, technischen und organisatorischen Leistung.

„Ich liebe die Bayern und die Rheinländer, aber die Deutschen nicht", sagte mir einmal vor dem Weltkriege ein junger Franzose und wurde ganz ablehnend, als ich ihm beizubringen versuchte, daß die Südost- und Weststämme auch Deutsche seien. Diese Auffassung, diese beinahe instinktive Ablehnung „Deutschlands" als einer politischen Ganzheit beherrscht heute noch weite Teile unserer Umwelt. Alle Gegner des Reichs haben zu allen Zeiten ihre Haupthoffnung auf die deutsche Zwietracht gesetzt und jeden Ansatz zur

deutschen Einung als Herausforderung und Gefahr betrachtet. Immer haben sie „Rheinbund"politik getrieben, im 18. Jahrhundert schon, in der Napoleonzeit, 1919 in Versailles und heute im England Chamberlains. Deutsche Separatisten, gleichviel ob es sich um gekrönte oder demokratische Volksverräter handelte, waren stets die Deutschen, die man neben den ungefährlichen deutschen „Dichtern und Denkern" draußen in der feindlichen Welt am liebsten hatte.

Und wir selbst haben ein gerüttelt Maß von Mitschuld daran, daß die Hoffnungen auf die deutsche Spaltung so lange am Leben blieben. Denn die meisten von uns waren, bewußt oder unbewußt, zuerst Schwaben oder Bayern oder Preußen, und dann erst Deutsche. Ich habe in den zwanziger Jahren im chinesischen Generalkonsulat in Wladiwostok eine groteske Szene erlebt: Ein junger Deutscher versuchte dem gelben Paßbeamten klarzumachen, daß er „Dieringer" (Thüringer) sei, womit der biedere Chinese absolut nichts anzufangen wußte. Erst als ich das Stichwort „Deutscher" einwarf, ging ein verständnisvolles Lächeln über das Mongolengesicht und ein verlegenes Grinsen über die Züge meines Landsmanns.

Und dann sind wir draußen bald als nüchterne Kaufleute, bald als emsige Bücherwürmer, bald als schneidige Soldaten, bald als treue Dienstboten aufgetreten. Wir haben jedem Fremden, der es wissen oder nicht wissen wollte, unser liberales, nationalistisches, katholisches, protestantisches oder freidenkerisches Herz entdeckt. Wir haben in Frankreich im Handumdrehen französische Tafelsitten und in England britische Kleidung und in Rußland Tee und Wodka als „unsern" Stil angenommen, um dem Fremden näherzukommen. Mit dem Erfolg, daß der Fremde uns für höchst sonderbare Käuze unbestimmbarer Färbung hielt, und dann aus allen Wolken fiel, wenn wir plötzlich zur unpassendsten Stunde mit unsern deutschen Errungenschaften protzten.

Nein, wir haben es ihnen nicht leicht gemacht. Und ganz besonders den Briten nicht, die sich so schwer in die Seele eines fremden Volkes versetzen können und zudem recht selten nach Deutschland kamen, während sie Frankreich, die Schweiz und Italien in Massen bereisten. Und die wenigen, die uns besuchten, blieben in Heidelberg und im Schwarzwald hängen oder verbrachten ein bis zwei Mädchenjahre in einem Dresdener Pensionat.

Worauf stützt sich also die Deutschlandkenntnis des englischen Volkes? Welche Quellen erschlossen ihm sein Wissen von unserm Land? Die unmittelbaren, persönlichen Eindrücke der Engländer von Deutschland sind, wie gesagt, sehr dünn. Von den vielen, vielen Deutschen aber, die ihrerseits England besuchten, kam infolge der eben geschilderten Gründe auch keine bündige Aufklärung. Englisches Wissen vom Reich schöpfte also im wesentlichen aus dritter Hand. Das heißt aus der Literatur, aus der Presse, aus dem Rundfunk, aus dem Film. Nehmen wir diese Hauptquellen britischer Unterrichtung der Reihe nach vor.

I.

Trübe Quellen

Deutsche Bücher! Jedes Jahr im Winter veranstaltet die „Sunday Times", eine der großen englischen Wochenzeitungen, in einem Luxushotel am Hydepark ihre Bücherschau, die den Querschnitt der Buchproduktion Englands darstellt. Ich habe diese Ausstellung vor und nach der Machtergreifung regelmäßig genau studiert und immer diese Erfahrung gemacht: keine große Kulturnation Europas war in englischen Übersetzungen so kümmerlich vertreten wie die deutsche. Das Wenige aber, was sich als deutsche Literatur ausgab, war zu drei Vierteln jüdisches Schrifttum, und der Rest setzte sich aus wissenschaftlichen, technischen und religiösen Büchern deutscher Federn zusammen. Schöngeistige Werke unserer bekannten Schriftsteller fehlten fast vollständig, und die junge deutsche Dichtergeneration war überhaupt nicht zu entdecken.

Dieser Eindruck aus der „Sunday Times Book Exhibition" wurde bestätigt durch die Ankündigung und Besprechung der Neuerscheinungen in der Fach- und Tagespresse und durch die Bekanntgabe der „Bestsellers", d. h. der am meisten verkauften Bücher, die jede Woche erfolgt. Deutsche „Bestsellers", das waren durch die Bank entweder rein politische Hetzschriften der Emigranten oder aber die marktschreierischen Tendenzromane „deutscher Dichter" vom Schlage der Feuchtwanger, Ludwig-Cohn, Neumann, Zweig und Mann. Diese Erzeugnisse wurden dem englischen Lesepublikum von Presse und Buchhandel als die eigentliche Vertretung echter deutscher Geistigkeit angepriesen und die Kritik

der jeweiligen Neuerscheinungen enthielt häufig gleich auch den Wink an den Leser, daß er ein politisch nützliches und menschlich gutes Werk vollbringe, wenn er das Buch eines Verfassers kaufe, der in seinem „eigenen Lande" boykottiert und verfolgt worden sei.

Trotzdem wird man sich fragen, wie die Schundliteratur der Emigration es in England zu Massenauflagen bringen konnte. Die Antwort auf diese Frage greift bereits tief in das eigentliche Thema dieser Schrift hinein; sie sei trotzdem schon an dieser Stelle kurz angedeutet. Der Engländer ist auch geistig ein insularer Mensch. Er lebt in größerer Abkapselung von der Umwelt als die Angehörigen irgendeiner anderen Nation. Ihm geht jeder Forschungsdrang und Wissensdurst, geht jene Sehnsucht nach der Erkenntnis fremder Länder und fremden Wesens, der das Deutschtum von jeher ausgezeichnet hat, völlig ab. Die geistigen Bedürfnisse des Durchschnittsbriten werden durch die zahlenmäßig üppige, teils qualitativ hochstehende, teils überaus minderwertige englische Buchproduktion gänzlich gedeckt. Wenn der Brite zu einem fremdländischen Autor greift, dann erwartet er von ihm etwas Extravagantes, einen Nervenkitzel, eine Sensation, etwas leicht Anrüchiges, etwas irgendwie „Verbotenes". Die wirklich gute deutsche Dichtung – einschließlich der deutschen Klassiker – kommt aus einer geistigen und seelischen Welt, die dem Durchschnittsbriten verschlossen ist. Sie ist ihm viel zu schwer, zu problematisch, zu ernst. In der Emigrantenliteratur aber findet er in höchster Steigerung und in gerissener Form jene Befriedigung seiner vom Puritanismus unterdrückten Instinkte, die ihm schon immer der französische Roman und der vom Faschismus verpönte Abschaum der italienischen Literatur verschafft hatte. Während er aber seinen Zola, Maupassant oder Pittigrilli vor den gestrengen Augen der Gattin und Tochter in seinem Klub verstecken mußte, kann er die politischen und erotischen

Schweinereien eines Neumann oder Feuchtwanger am häuslichen Kamin mit dem triumphierenden Hinweis auf die alleinseligmachende literarische Beilage der „Times“ tapfer verteidigen.

Fragt einen Durchschnittsengländer, was er von Goethe, Schiller, Kleist, Storm, Raabe, Gottfried Keller gelesen habe, vom jungen Deutschland ganz zu schweigen! Ihr werdet in den meisten Fällen finden, daß der Befragte nicht einmal die Namen kennt. Und mit dieser Antwort vergleiche man dann die unübersehbare Fülle deutscher Übersetzungen aus dem Englischen. Was für das Buch gilt, gilt auch für das Drama. Die kleinste deutsche Provinzbühne hat Shakespeare, Wilde und Shaw auf ihrem Jahresspielplan, man kann aber monatelang die Theaterzettel der sechzig Londoner Bühnen durchblättern, ohne ein einziges deutsches Stück zu finden. Die leichte Pariser Kost dagegen fehlt nie.

Das Hauptinformationsmittel der Neuzeit ist die Presse. Was erfährt der Engländer über Deutschland aus seiner Zeitung? Wer diese Frage beantworten will, muß zunächst mitteilen, daß die englische Zeitung und die deutsche Zeitung zwei Druckerzeugnisse sind, die im Grunde nur den Namen und die äußere Form des Papiers gemeinsam haben. Gewiß, es gibt auch auf den britischen Inseln ein paar Blätter, die sich in normalen Zeiten gleich der deutschen Presse bemühen, dem Leser in ernster Form ein Bild von der Umwelt zu vermitteln; zum Beispiel die „Times“, der sonntägliche „Observer“, die „Yorkshire Post“, der „Scotsman“. Mindestens neun Zehntel aller Engländer aber lesen die Massenblätter, deren einzige Richtschnur die Sensation ist und deren Hersteller hellauf lachen würden, wenn man ihnen sagte, daß sie eine aufklärende oder gar eine erzieherische Aufgabe hätten. Ihr oberstes Gebot heißt: Wie schlage ich tagtäglich die Konkurrenz? Ein berühmter Vertreter des amerikanischen Journalismus, der das Vorbild der britischen Massen-

presse war und ist, hat das Wesen der „Nachricht" einmal folgendermaßen gekennzeichnet: „Wenn ein Hund einen Mann beißt, so ist das keine Nachricht. Wenn aber ein Mann einen Hund beißt — das ist eine Nachricht!" Wenn wir dieses klassische Wort Artur Brisbanes auf die Deutschlandberichterstattung der angelsächsischen Presse übertragen, so kommen wir zu folgendem Gleichnis: „Wenn der Führer Jahr für Jahr Tausende von Kilometern wundervoller Straßen baut, so ist das keine Nachricht. Wenn aber ein weltbekannter Schmock erklärt, daß ein nationalsozialistischer Minister fünfzig Millionen Mark ins Ausland verschoben habe — das ist eine Nachricht!"

Soviel zum Charakter des britischen Pressewesens. Wie entstehen nun die Deutschlandnachrichten einer englischen Zeitung? Die unmittelbare Informationsquelle ist der eigene Korrespondent, das heißt also in unserem Falle der Berichterstatter des englischen Blattes in Berlin. Dieser Berichterstatter hat die Möglichkeit, sich gründlich und umfassend über die Verhältnisse in Deutschland zu unterrichten. Er ist theoretisch in der Lage, seinen Lesern zu Hause ein ungeschminktes Bild des deutschen Lebens und der deutschen Politik zu geben. Er unterliegt keiner deutschen Zensur, und man nimmt ihm keineswegs übel, wenn er auch offen über das schreibt, was ihm an unseren Zuständen nicht gefällt. Nur solche Auslandskorrespondenten sind ausgewiesen worden, die typische Greuelmärchen verbreiteten oder ihre Berichterstattung beharrlich auf das Negative beschränkten und grundsätzlich alle Leistungen totschwiegen.

Trotzdem beobachten wir, daß auch die Berliner Eigenmeldungen der englischen Presse fast durchweg ein schiefes Bild der deutschen Verhältnisse ergaben. Ich habe einmal den „Times"-Korrespondenten Ebbutt gefragt, warum er derart unfreundlich über Deutschland berichte. Ebbutt antwortete: „Sie müßten meine Originalmeldungen kennen! Die Lon-

doner Redaktion streicht mir mindestens ein Drittel aus diesen heraus." Das war im Falle Ebbutts, dem die Nürnberger Gesetze sein reichlich sonderbares Privatleben störten, vielleicht nur eine faule Ausrede. Wir wissen aber von anderen, anständigen englischen Korrespondenten, daß es ihnen einfach unmöglich war, ihre eigene Auffassung vor den Leser zu bringen, weil die Heimatschriftleitung rücksichtslos jede positive Zeile herausstrich. Dazu kam als zweite Schwierigkeit die Tatsache, daß die britischen Presseleute in Berlin meist schon in der Systemzeit hergekommen waren und sich im damaligen jüdisch-liberalen „Milieu" pudelwohl gefühlt hatten; denn hier fanden sie alle die geistigen und sonstigen Genüsse, die ihnen zu Hause Herkommen und Anstand verboten. Das dritte Werkzeug zur Trübung dieser wichtigen Informationsquelle einer Zeitung waren gewisse Vertreter des Londoner Außenamts in der deutschen Hauptstadt. Die traditionelle deutschfeindliche Einstellung der ständigen Beamtenschaft des Foreign Office ist weltbekannt. Nur selten hat dieses Amt infolgedessen nach Berlin Botschafter und Sekretäre entsandt, die ehrlich für eine deutsch-englische Verständigung arbeiteten. Das Botschaftsgebäude in der Wilhelmstraße war lange Jahre — besonders unter Sir Erik und Lady Phibs — eine exterritoriale Nachrichtenbörse für politische Bosheiten und Greuellügen, aus der vor allem auch die dort ein- und ausgehenden englischen und amerikanischen Korrespondenten schöpften.

Was die Berliner Korrespondenten aber nicht von sich aus „richtig" machten, wurde, wie schon gesagt, zu Hause in London besorgt. Auch auf die dortigen außenpolitischen Schriftleiter und die Verleger übte der Klüngel in der Downing Street einen zwar stillen aber nachdrücklichen Einfluß aus. Oft gegen den Willen des jeweiligen Ministerpräsidenten und Außenministers wurden der Presse durch Sir Robert Vansittart, Rex Leeper und andere allmächtige

diplomatische Intriganten systematisch falsche Informationen und böswillige Auslegungen politischer Ereignisse zugespielt, die die deutschen Verständigungsbemühungen immer wieder zuschanden machten. Ja, diese Kamarilla brachte es sogar fertig, die Gesamthaltung großer Blätter durch finanzielle und andere Mittel völlig umzuwerfen. So gelang es ihr zum Beispiel im Jahre 1934, den „Daily Telegraph", der bis dorthin dem neuen Deutschland nicht unfreundlich gegenübergestanden hatte, plötzlich in eines der schlimmsten Hetzblätter gegen das Reich zu verwandeln; dieser bedeutsame Frontwechsel wurde durch den damaligen Kriegsminister Lord Hailsham, ein prominentes Mitglied der Kamarilla, zustande gebracht, der mit dem Besitzer des Blattes, dem späteren Lord Camrose, persönlich befreundet war. Es fehlt uns hier der Platz, die zunehmende Verjudung der englischen Presse in den letzten Jahren zu schildern, die gleichfalls eine große Rolle in der Entwicklung des deutsch-englischen Verhältnisses gespielt hat; diese Hintergründe sind besonders durch die italienische Presse aufgedeckt worden.

Judentum und Emigration haben aber auch unmittelbar zur Fälschung des Deutschlandbildes beigetragen, das dem englischen Zeitungsleser in seiner Presse vorgesetzt wird. Die sattsam bekannten jüdischen Literaten sind zusammen mit hebräischen Geistesheroen wie Albert Einstein häufig als politische Leitartikler in der englischen Presse persönlich in Erscheinung getreten, die ihre haßerfüllten Pamphlete bedenkenlos abdruckte. Noch wichtiger aber ist die Hetzarbeit, die hinter den Kulissen der Fleet Street von getarnten Emigranten geleistet wird. Zwei drastische Beispiele mögen hier genügen: Im Jahre 1933 tauchte eines Tages bei der Londoner Ortsgruppe der NSDAP. ein junger Mann namens Knop auf und gab sich als reumütigen Kommunisten aus, der nun Anschluß an das neue Reich suche; er wurde als Verkehrsgast zugelassen. Kurz darauf erschien im marxistischen

„Daily Herald" eine faksimilierte Seite aus einer deutschen illustrierten Zeitung, die die Köpfe von ausgebürgerten Juden zeigte. Neben diese Köpfe waren mit Tinte Bemerkungen geschrieben, wie „Schlagt das Schwein tot!", „Muß umgelegt werden" und dergleichen. Der „Daily Herald" behauptete nun, dieses Zeitungsexemplar stamme aus den Räumen der Londoner Ortsgruppe der NSDAP., die mithin offene Mordhetze auf britischem Boden betreibe und deshalb von der Polizei geschlossen werden müsse. Der Fabrikant dieser hundsgemeinen Fälschung war Knop! Er verschwand daraufhin natürlich aus dem deutschen Gesichtskreis und tauchte in der City unter, wo er sich als anonymer Verfasser sehr geschickt gemachter Hetzartikel in der „Financial News" und in anderen Wirtschaftsblättern einen in eingeweihten Kreisen berühmten Namen machte. Er enttarnte sich erst nach Kriegsausbruch im Herbst 1939, wo er zusammen mit dem berüchtigten King Hall als Verfasser eines antideutschen Hetzbuches ins Rampenlicht trat.

Der englische Leser, der den Namen Knop früher nie gehört hatte, hält diesen schmutzigen Landesverräter natürlich für einen Briten, da der Name Knop auch englisch sein könnte. Ebenso weiß das englische Publikum nichts davon, daß der Gründer und Herausgeber der Massenzeitschriften „Liliput" und „Picture Post", die in kurzer Zeit Millionenauflagen erreichten, ein emigrierter Balkanjude namens Lorant ist, der bis zur Machtergreifung Hauptschriftleiter einer großen süddeutschen Illustrierten war. Jene beiden Zeitschriften sind in „urbritischem" Tone gehalten und strotzen von perfiden Verdächtigungen gegen Deutschland. Lorants neuester Trick besteht darin, daß er einen Teil der Artikel zugleich mit deutscher Übersetzung abdruckt und seine englischen Leser auffordert, die betreffenden Nummern an Freunde im Reich zu versenden. Dabei tritt wohlgemerkt Lorants Name, der vielleicht doch den einen oder anderen Engländer stutzig machen könnte, in

diesen Blättern nirgends in Erscheinung ... Einzelne englische Blätter und ihre Besitzer haben zeitweise versucht, gegen den Strom zu schwimmen, der durch die mächtigen deutschfeindlichen Einflüsse hinter den Kulissen erzeugt worden ist. So stand zum Beispiel nach dem Versailler Schandfrieden ein Teil der englischen Linksblätter der deutschen Republik wohlwollend gegenüber, während die konservative Presse ihren haßerfüllten Ton noch jahrelang beibehielt. Die Begönnerung des deutschen Volkes durch den englischen Liberalismus und Pazifismus hörte aber sofort auf, als sich drüben über der Nordsee die ersten Zeichen eines nationalen Erwachens bemerkbar machten. Nun zeigte sich unmißverständlich, daß unsere linksgerichteten Beschützer mit ihrem Wohlwollen nicht Deutschland und das deutsche Volk schlechthin gemeint hatten, sondern wieder eines jener vielen, engbegrenzten Deutschland, von denen wir in der Einleitung sprachen. Ja, die Liebe der Linken schlug in offenen Haß um, als der Sieg der nationalsozialistischen Bewegung den Untergang des formal-demokratischen Systems in Deutschland besiegelt hatte. Nun waren es Organe der Rechten, die uns — schon aus Opposition gegen die englische Linke — manchmal bemutterten, bis auch sie entdeckten, daß das erwachte deutsche Volk überhaupt keine ausländischen Vormünder wollte, sondern den Anspruch erhob, als Gleicher neben Gleichen sein eigenes Leben zu leben. Ein starkes freies Deutschland, das kraft seiner Volkszahl, seines Könnens und seiner geographischen Lage notwendig die größte Macht auf dem europäischen Festland werden mußte, paßt in keines der überlieferten englischen Rezepte, gleich welcher Parteifärbung; diese grundlegende Tatsache muß zum Verständnis auch der folgenden Kapitel festgehalten werden.

Verschiedene britische Regierungen haben die Gefahr erkannt, die in der systematischen Verhetzung des englischen Volkes durch die Presse lag. Sie haben versucht, zur Ver-

nunft zu mahnen. Es ist aber eines der Erbübel des parlamentarischen Systems, daß seine Vertreter, die parlamentarischen Minister, sofort knieweich werden, wenn man ihnen vorwirft, daß sie die „Freiheit" beschränken wollten. Jeder Ansatz zu einer Beeinflussung der Presse im Sinne der deutsch-englischen Verständigung und damit des Völkerfriedens löste im Westminsterpalast automatisch heftige Attacken der jeweiligen Opposition aus, denen weder ein MacDonald, noch ein Baldwin, noch ein Chamberlain standzuhalten wagten. Eine Zeitung ist nach demokratischer Auffassung ein völlig unverantwortliches und rein kapitalistisches Unternehmen und die „Pressefreiheit", das heißt auf deutsch die Hetzfreiheit, ein geheiligtes Symbol der Demokratie.

Nun liegt die Frage nahe, ob nicht wenigstens der englische Rundfunk das Seine dazu tat, der schädlichen Arbeit der Presse entgegenzuwirken und dem englischen Volk ein klareres Bild Deutschlands zu vermitteln. Aber auch hier gab es ein technisches Hemmnis: Die „British Broadcasting Corporation" gilt offiziell gleichfalls als reine Privatunternehmung, auf die Downing Street angeblich nur wenig Einfluß hat. Immerhin hat der frühere Präsident der BBC., Sir John Reith, versucht, der oben angedeuteten Mission gerecht zu werden. Er fand in Vernon Bartlett einen außenpolitischen Rundfunksprecher, der — ohne deutschfreundlich zu sein — lange Zeit anschauliche und objektive Berichte vom jungen Reich gab. Vernon Bartlett wurde aber von Kamarilla und Opposition so lange offen und aus dem Hinterhalt beschossen, bis Sir John Reith ihn nach langem Widerstand fallen lassen und durch einen der schlimmsten Hetzer ersetzen mußte, Frederic Voigt, den diplomatischen Korrespondenten des „Manchester Guardian", der mit einer üblen ostjüdischen Schriftstellerin verheiratet ist. Sir John Reith wurde dann auch selbst gestürzt und Vernon Bartlett, kein charakterstarker Mann, kroch beim „News Chronicle"

als diplomatischer Korrespondent unter, schrieb das Gegenteil von dem, was er bisher im Rundfunk gesprochen hatte, und brachte es so schließlich zu einem Sitz im Parlament.

Damit war auch die wichtige Quelle des Rundfunks für die Aufklärung des englischen Volkes über Deutschland verschüttet. Was kam sonst in Betracht? Einige kleine Gesellschaften, wie die „Deutsch-englische Gesellschaft", „The Link", eine deutsch-englische Wochenschrift und einige ähnliche Unternehmungen ohne Massenwirkung. Diesen gegenüber standen neben der Massenpresse und dem Rundfunk einflußreiche Institute, wie das „Royal Institute of International Affairs", die Königliche Gesellschaft für internationale Angelegenheiten, die großen Einfluß auf die außenpolitische Willensbildung der englischen Öffentlichkeit ausübt. Vor dieser Gesellschaft kamen im Chatham House im Laufe der Jahre einige wenige gute Deutsche zu Wort, dafür aber auch Dutzende von Deutschenfressern und Emigranten. Bezeichnend für den Geist des Instituts ist die Tatsache, daß sein Generalsekretär Wheeler-Bennett etwa im Jahre 1935 ein dickleibiges Buch über Hindenburg veröffentlichte, das eine einzige wüste Beschimpfung und Verleumdung des Namens war, den jeder Deutsche mit Ehrfurcht nennt.

So bleibt nur noch der Film. England hat als letzte der großen Weltmächte eine eigene Filmindustrie entwickelt. Es lebte bis vor wenigen Jahren fast ausschließlich von der amerikanischen Produktion, brachte aber hie und da auch französische und deutsche Filme. 1932 etwa konnte man noch täglich mindestens in einem der Hunderte von Londoner Lichtspielhäusern einen deutschen Film sehen. Der völlige Mangel an großen englischen Filmen — noch „Heinrich VIII. und seine Frauen" wurde in Hollywood gedreht — kränkte den britischen Nationalstolz aber allmählich so stark, daß die Gründung einer leistungsfähigen heimischen Filmindustrie nicht mehr zu vertagen war. Hier sprang ein jüdisches Klee-

blatt in die Bresche, die drei Gebrüder Ostrer, denen schon zahlreiche Kinos gehörten. Isidore Ostrer, im Nebenberuf Besitzer und Herausgeber des antideutschen Hetzblattes „Sunday Referee", fand in den inzwischen aus Deutschland entlaufenen Filmjuden die geeigneten Werkzeuge zur Errichtung einer „nationalen" britischen Filmindustrie. Riesensummen wurden zu diesem Zweck aufgebracht und in einer Weise vergeudet, die auch die englischen Gerichte beschäftigte. Daß bei diesen Verhältnissen der englische Film und das englische Kinoprogramm das angelsächsische Verständnis für Deutschland nicht förderte, sondern vollends verdarb, bedarf keines näheren Beweises. Der deutsche Film aber ist schon seit drei bis vier Jahren völlig aus England verbannt. Am Rande sei noch vermerkt, daß in einem der größten jüdischen Filmunternehmen Englands ein früherer deutscher Reichsminister kaufmännischer Direktor ist; er heißt Treviranus ...

Der Leser wird nun die naheliegende Frage stellen, ob es denn neben all diesen Einrichtungen und Einflüssen, die an der Verfälschung des deutschen Bildes arbeiten, keine Gegengewichte gäbe. Es gibt solche Gegengewichte. Außer den schon genannten kleinen deutsch-englischen Zirkeln hat vor allem die britische Frontkämpferorganisation, getreu dem Auftrag des früheren Prinzen von Wales, Fühlung mit ihren deutschen Kameraden aufgenommen und durch gegenseitige Besuche in den breiten Massen Verständnis und Freundschaft für das deutsche Volk geweckt. Auch die englische Jugendbewegung hat in der gleichen Richtung gewirkt, wenn auch infolge ihrer inneren Zerfahrenheit mit weniger umfassendem Erfolg. Ferner sind verschiedene englische Berufsorganisationen mit den entsprechenden deutschen Verbänden zusammengekommen und haben damit, im stillen und fernab vom Rampenlicht der Öffentlichkeit, segensreich gearbeitet. Über die Bedeutung dieser Beziehungen für das englische Deutschlandbild werden wir im folgenden noch eingehender sprechen.

Ein einheitliches Bild von Deutschland gibt es in England überhaupt nicht. Wen diese Feststellung in Verwunderung setzt, der möge sich zunächst einmal die Gegenfrage stellen: Hat das deutsche Volk etwa eine einheitliche Vorstellung von den Engländern und England? Man wird wahrheitsgemäß antworten müssen, daß es viele bei uns gibt, die eine wahre Affenliebe für England und das englische Wesen hegen, während andere im Engländer eine Verkörperung von Steifheit und Heuchelei sehen. So schroffe positive und negative Urteile über Deutschland gibt es in England nicht, und zwar deshalb nicht, weil die Engländer jedem schroffen Urteil und überhaupt abstraktem Denken abhold sind; die Verschiedenheit der englischen Urteile über Deutschland stammt aus einer anderen Quelle als die deutschen Meinungsunterschiede über England:

Das englische Volk hat keine einheitliche Bildung und infolgedessen auch keine einheitliche Auffassungsfähigkeit und Urteilsgabe. Denn England ist ein Klassenstaat, ja, der ausgeprägteste Klassenstaat, den es heute auf der ganzen Welt gibt. Die englische Oberschicht, die Mittelschicht und die Unterschicht leben nicht nur materiell, sondern auch geistig und seelisch drei völlig verschiedene Leben. Ihnen gemeinsam ist nur der Stolz auf ihr Engländertum und die tief verwurzelte Überzeugung, daß alle anderen Nationen klaftertief unter ihnen stehen. Nur wenige Engländer sind sich dieses ungeheuren Hochmuts bewußt, jedem aber steckt er im Blute. Dieses Überlegenheitsgefühl ist es allerdings auch, das die krassen äußeren Klassenunterschiede innerlich überbrückt und den Neidinstinkt der unteren Klassen bisher politisch nicht wirksam werden ließ. Der armseligste, halbverhungerte Schlucker aus einem Londoner Elendsviertel ist noch imstande, sich über die Diamantenpracht einer Lady zu freuen, deren Rocksaum ihn am Portal eines vornehmen Hauses streift; denn in diesem Luxus sieht er ein Stück England, ein Stück seiner selbst.

Die deutsch-englische „Verwandtschaft"

Die eingefleischte Vorliebe und Bewunderung des Durchschnittsdeutschen für die Briten stammt nicht zuletzt aus der Vorstellung, daß das englische Volk uns verwandtschaftlich am nächsten stehe und daß England schlechthin eine nordische Nation sei. Ich habe dieses Trugbild immer bekämpft, und zwar aus zwei wohlerwogenen Gründen: Einmal, weil es biologisch zweifelhaft und kulturpolitisch falsch ist, und zweitens, weil es die deutsch-englischen Beziehungen nicht fördert, sondern nur verwirrt und die Annäherung beider Nationen damit erschwert.

Rein blutsmäßig stehen uns die Briten weniger nahe als irgendeines der nordeuropäischen Völker von den Holländern bis zu den Schweden. Die rassische Herkunft der Urbewohner der britischen Inseln ist ziemlich dunkel. Die ältesten großen Kulturdokumente, die heute noch erhalten sind, sind jene gewaltigen neusteinzeitlichen Sonnenkultstätten von Stonehenge und Avesbury, deren Alter man auf sechstausend Jahre schätzt. Es gibt zahlreiche Theorien über ihre Herkunft; die interessanteste scheint mir die zu sein, daß die Erbauer dieser Kultstätten irgendwo aus dem Süden stammen müßten. Die ersten sicheren Spuren britischer Kultur aber sind durchweg keltischen Ursprungs. Zu Beginn der Völkerwanderung im engeren Sinn waren die britischen Inseln wohl vollständig von Kelten bewohnt, und keltisch war zu gleicher Zeit auch die Besiedlung fast ganz Frankreichs und des westlichen Deutschlands. Genau wie in Frankreich und Deutschland wurden dann die Kelten von germanischen Stämmen nach Westen zurückgedrängt oder aufgesogen. In Deutschland führte dieser Prozeß zum vollständigen Verschwinden sichtbaren Keltentums, in Frankreich blieben keltische Volksinseln, z. B. in der Bretagne, erhalten, in Britannien aber sind Schottland, Wales, Cornwall und Irland, das heißt ein

gutes Drittel der Gesamtfläche der britischen Inseln, bis auf den Tag keltisch geblieben.

König Artur, der Hauptheld des britischen Sagenkreises, war ein Keltenkönig, dessen Reich das heutige Südwestengland, Wales, die Normandie, die Bretagne und wahrscheinlich zeitweise auch Irland umfaßte. Schon damals, an der Schwelle der eigentlichen Geschichte Britanniens — die Bretagne heißt übrigens heute noch auf englisch Brittany —, bestanden also engste politische und kulturelle Beziehungen zum benachbarten Nordfrankreich. Während sich in Deutschland das germanische Element restlos durchsetzte, blieb sowohl in Britannien wie in Frankreich aus den Stürmen der Völkerwanderung ein keltisch-germanisches Gemisch zurück. Die Germanisierung Britanniens ist mithin mißlungen, so sehr mißlungen, daß das großbritannische Königreich heute noch einen erstaunlich hohen Prozentsatz seiner leitenden Posten in Politik, Kultur und Wirtschaft mit keltischen Schotten, Wallisern und Iren besetzt. Die angelsächsische, d. h. germanische Einwanderung hat nur für wenige Jahrhunderte dem Inselreich ihren Stempel aufzudrücken vermocht.

Ein zweiter entscheidender Abschnitt für die volkliche Entwicklung Britanniens war die normannische Eroberung zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Die normannischen Ritter und Soldaten König Wilhelms waren zwar germanischer Abstammung, aber schon sehr stark romanisiert, als sie von Frankreich herüberkamen, und sie waren in der Lage, das Banner der romanischen Kultur auf den Überresten aufzupflanzen, die von der vierhundertjährigen Römerherrschaft auf britischem Boden zurückgeblieben waren. Die kurze angelsächsische Periode ist also eingerahmt von nichtgermanischen Kulturabschnitten. In der Normannenzeit aber erhielt England sein endgültiges kulturelles Gesicht, und dieses Gesicht ist nicht überwiegend nordisch-germanisch, sondern klassisch-romanisch. Wenn man etwa die britischen Baudenkmäler

dieser Zeit mit unsern gleichaltrigen „romanischen" Bauten vergleicht, so fällt auf, wie stark der südliche Einfluß bei den ersteren ist. So wuchtig, primitiv und ernst der frühromanische, noch sächsisch beeinflußte Stil in England wirkt, so spielerisch, ja manchmal byzantinisch, ist die Formensprache der englischen spätromanischen Kirchen. Ich habe z. B. in der Abteiruine von Glastonbury Bogenornamente gefunden, die mich mehr an Turkestan als an deutsche „romanische" Formen erinnerten.

Zweck dieser Abschweifung auf das Feld der Kulturgeschichte ist lediglich, den ganz bestimmten Eindruck zu illustrieren, daß die Engländer mindestens ebenso viele und historisch noch stärker begründete Beziehungen zu Frankreich haben wie zu uns. Dieser Eindruck wird auch durch englische Gegenwartsbilder bestätigt: Wenn man in den südwestlichen Grafschaften wandert, wird man auf Schritt und Tritt an französische Dörfer und Landstädte gemahnt, und zwar mehr noch an die süd- als an die nordfranzösische Bauart. Das mag zum Teil klimatische Gründe haben — Englands Südküste hat ja beinahe Rivieraklima — aber daneben ist das wohl auch Ausdruck der engen Verwandtschaft. Ja, sogar der heutige englische Menschentyp kann das Doppelgesicht der Rasse nicht verbergen: neben dem wohlbekannten Typus des hageren, weißhäutigen, blondhaarigen Engländers gibt es fast ebenso häufig einen stark französisch wirkenden Briten mit schwarzem Haar, glatten Wangen und blaßdunkler Haut. Dieser zweite Schlag ist besonders häufig in der englischen Oberschicht, in die das Blut der normannisch-französischen Eroberer am stärksten eindrang. Und es ist von größter Bedeutung für die Einstellung dieser herrschenden Klasse zu Deutschland und zum deutschen Wesen, daß auch ihr Bildungsideal fast gänzlich klassisch-romanisch ist. In fast allen vornehmen Schulen des Landes ist das Latein nach wie vor erste Fremdsprache, und Griechisch ist in den höheren Klassen gleichfalls Pflicht-

fach, während die Naturwissenschaften ganz vernachlässigt werden. Von lebenden Fremdsprachen wird nur Französisch überall gelehrt; das Deutsche ist höchstens Wahlfach. Unter diesen Umständen kann man sich nicht darüber wundern, wenn nahezu jeder sogenannte gebildete Engländer in Paris mehr oder weniger zu Hause ist, während vielleicht nur ein Zehntel von ihnen Berlin kennt.

Für diese Oberschicht, die auch heute noch in England absolut den Ton angibt und ein wahres Monopol über Kultur, Politik und Wirtschaft ausübt, ist Deutschland ein irgendwie zurückgebliebenes menschliches Gemeinwesen mit rauhen Sitten, einer abstrakten, unergründlichen Geistigkeit und rohen, abstoßenden politischen Lebensformen. Vor hundert Jahren, in der Blütezeit der deutschen Romantik, war das deutsche Wesen vorübergehend einmal Mode in England. Große englische Denker, wie Carlyle und Coleridge, kündeten seinen Ruhm, und auch der Prinzgemahl der Königin Viktoria, Albert von Coburg, trug wesentlich zur Annäherung der beiden nationalen Lebenskreise bei. Die englischen Natur- und Geisteswissenschaften dieser Zeit sind stark von Deutschland befruchtet worden, und die englische Sprachgeschichte war, wie Dibelius schrieb, damals beinahe eine deutsche Wissenschaft. Aber diese hoffnungsvolle Periode wich schon in der Bismarckzeit einer neuen Entfremdung. Mit der politischen Abneigung gegen eine drohende deutsche „Hegemonie" gewann die alte französische Orientierung der englischen Oberschicht wieder die Vorhand. Die Männer, die in unseren Tagen die Führung der Geschicke Britanniens innehaben, sind in dieser Zeit in Eton und Oxford auf die Schule gegangen und, nach dem Zeugnis Sir Charles Petries, des Biographen der Chamberlains, „durch Erziehung und Neigung Freunde Frankreichs" geworden.

Eine geradezu klassische Formulierung der Einstellung jener Kreise hat Sir Austen Chamberlain, Neville Chamberlains

Halbbruder, in seinen Lebenserinnerungen geprägt: „Im Gegensatz zur ersten Annäherung zwischen dem Engländer und dem Franzosen, die meist so ungemütlich und voller Spannung ist, geht das erste Zusammentreffen eines Deutschen mit einem Engländer gewöhnlich leicht und trügerisch herzlich vor sich. Einmal kennt der Engländer im allgemeinen nicht viel von Sprachen, während die Kenntnis des Englischen bei Deutschen weit allgemeiner anzutreffen ist als bei Franzosen. Auf den ersten Blick scheinen auch ihre Gewohnheiten und ihre Art zu denken nicht sehr verschieden zu sein. Erst wenn man tiefer geht, erscheinen die weiten Unterschiede. Wir wurzeln in einem anderen Boden, unser geistiges Land ist von anderen Flüssen gespeist. Je tiefer der Engländer und der Franzose in die Natur des anderen eindringt, um so mehr Gemeinsames wird er finden. Je tiefer der Engländer und der Deutsche geht, um so größer wird sich die Verschiedenheit ihres Glaubens und ihres Geistes erweisen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade die Engländer, die Deutschland am besten kannten, die dort gelebt oder Verbindungen mit Deutschen hergestellt hatten, daß gerade sie die kommenden Gefahren als erste sahen und ihre Landsleute warnten. Was war, kann kommen! Sollten die Gefahren je wieder erstehen, so werden die gleichen Kräfte wieder am Werk sein, wird es abermals um die gleichen großen Fragen gehen. England und Frankreich werden einander brauchen. Beten wir zu Gott, daß sie zusammenstehen werden — sonst wird unsere gemeinsame Kultur untergehen."

Der einfache Engländer und wir

Austen Chamberlain, der selbst einmal gestand, daß er „Frankreich liebe wie eine Frau", sprach mit diesen Worten nur das deutlich aus, was die große Mehrzahl seiner Amts- und Standesgenossen gestern dachten und heute denken. Was

er sagte, gilt fast für die ganze herrschende Klasse. Wenn er aber diese Einstellung dem „Engländer" als Sammelbegriff nachsagt, so offenbart er damit nur den Herrschaftsanspruch und die Überheblichkeit seiner eigenen Klasse. Denn — und damit kommen wir zu einem sehr wesentlichen Punkt — die Einstellung der unteren Klassen, d. h. der großen Masse des englischen Volkes, hat mit der Oberschicht überhaupt nichts zu tun. Die breiten englischen Massen sind fremden Ländern und Völkern gegenüber ziemlich gleichgültig. Die englische Volksschulbildung ist mehr als dürftig und die mittleren Grafschaftsschulen, die den Kindern auch Minderbemittelter zugänglich sind, haben erst in den letzten Jahren eine beachtenswerte Stufe erreicht. Von den Zöglingen der Public Schools aber, in denen Englands Führungsnachwuchs gezüchtet wird, trennt auch sie eine tiefe, bildungsmäßige und gesellschaftliche Kluft.

Die englischen Massen beziehen ihr spärliches Wissen um Deutschland also lediglich aus Zeitung, Rundfunk und Film. Man müßte nach allem, was wir früher über die Einstellung dieser Informationsquellen sagten, annehmen, daß das englische Volk im ganzen noch negativer über uns denke als seine Oberklasse. Das Gegenteil ist der Fall! Das englische Volk steht in seiner Masse dem deutschen Volk aufgeschlossener gegenüber als dem Franzosentum, das ein ihm gänzlich fremdartiges Temperament hat. Die breiten Massen Englands haben in ihrem Lebensgefühl viel mehr von dem germanisch-angelsächsischen Erbe bewahrt als die Oberschicht. Sie wissen mit dem quecksilbrigen und sinnlichen französischen Wesen nichts anzufangen und finden den Deutschen, so fremdartig auch er ihnen ist, immerhin irgendwie verwandt. Sein Ernst und sein Pflichtbewußtsein berührt eine Saite des britischen Puritanismus, der viel mehr in der Tiefe des Volkes als in seiner reichen Außenhaut fortlebt. Deutsche Gründlichkeit und deutsche Leistungsfähigkeit nötigt dem Durchschnitts-

engländer Bewunderung ab, um so mehr, als er selbst besondere Anstrengungen und peinliche Genauigkeit scheut. Der einfache Brite stößt sich auch kaum an unserer Nationaluntugend, Ausländern möglichst rasch um den Hals zu fallen; denn er ist selbst zwar kein besonders gefühlsseliger, wohl aber ein offener und lustiger Geselle, während seine Herren und Meister von der „Gesellschaft" durch ihre Public-School-Erziehung auf Verleugnung und Verheimlichung aller natürlichen Gefühle abgerichtet sind.

Und nicht zuletzt hat der einfache Engländer im Weltkrieg als Soldat die praktische Erfahrung gemacht, daß die Deutschen nicht nur ganze, sondern auch anständige Kerle sind — ganz andere Kerle, als sie ihnen von der englischen Presse geschildert worden sind. Für den einstigen britischen Flandernkämpfer von 1914—1918 war und ist der deutsche Feldgraue „Fritz", wohl auch „good old Fritz", und nicht der „Hunne", den nur die Kriegshetze erfunden hatte. Zwischen „Fritz" und „Tommy" gab und gibt es keinen Haß — Haß war das zweifelhafte Vorrecht der in England gebliebenen Drückeberger und der Unzahl hysterischer alter Jungfern, die die britischen Inseln bevölkern. Selbst an ihre Lagerzeit in Deutschland denken die Hunderttausende einstiger englischer Kriegsgefangener ohne Zorn zurück, wenn es ihnen auch materiell infolge der britischen Hungerblockade schlecht genug ging. Und dann haben nach dem Waffenstillstand zahllose Briten als Besatzungstruppen Deutschlands sehr gut kennengelernt; gerade diese Engländer, die heute noch mit Begeisterung von ihrer Zeit im „Rhineland" sprechen, sind in den Nachkriegsjahren Träger der deutsch-englischen Verständigung geworden.

Den britischen Bataillonen sind dann fünfzehn Jahre später Scharen von englischen Reisenden gefolgt, als die Einführung der Reisemark und die Fahrpreisvergünstigungen der Reichsbahn Deutschland zu einem billigen Reiseland machten.

Diese Möglichkeit wurde vor allem von den mittleren und unteren englischen Schichten ausgenutzt, die sich die üblichen „englischen" Reiseländer Frankreich und Schweiz nicht leisten konnten. Auch diese Deutschlandfahrer haben viel dazu beigetragen, die beiden Völker einander näherzubringen und den durch Presse und Propaganda erzeugten sinnlosen Abscheu gegen den deutschen Nationalsozialismus zu überwinden. Die Deutschlandfahrer der Jahre 1935 – 1938 kehrten fast ausnahmslos mit den freundlichsten Eindrücken nach Hause zurück. Wie oft haben wir es erlebt, daß wir in Londoner Geschäften von Verkäufern und Verkäuferinnen, die uns als Deutsche erkannten, spontan und in ganz „unenglischer" Weise begrüßt wurden und wahre Lobeshymnen über unser Land zu hören bekamen, das er oder sie, oder oft auch nur ein Verwandter oder Bekannter im letzten Sommer besucht hatten. Ich erinnere mich heute lebhaft meiner Geschäftsbesuche in einer Londoner Bank, deren Angestellte mich jedesmal mindestens zwanzig Minuten festhielten, um mit mir deutsche Erinnerungen auszutauschen. Daß wir Deutsche „viel mehr aus dem Leben zu machen verstehen als die Engländer", war eine der Haupterfahrungen, die diese Leute aus dem Reich mitgebracht hatten.

Eine andere nützliche, wenn auch schmale Brücke zwischen unsern Völkern sind die Jugendorganisationen. Gemeinsame Fahrten und Lager in beiden Ländern haben fast ohne Ausnahme gute Ergebnisse gebracht und bewiesen, daß auch die junge Generation Deutschlands und Englands einen Weg zueinander finden kann. Daß diese Versuche sich bis zum Ausbruch des englischen Krieges noch nicht in die Breite ausgewirkt hatten, liegt wohl hauptsächlich daran, daß die größten englischen Jugendorganisationen, „Boy Scouts" und „Girl Guides", keine eigentlichen Jugendbewegungen im modernen Sinne sind, sondern gänzlich von der älteren Generation, und zwar von deren Oberklasse, ausgerichtet und geführt werden.

Und diese Führung lehnte aus rein politischen Gründen eine engere Fühlung mit Deutschlands Hitler-Jugend teils instinktiv, teils bewußt ab. Der Boy-Scout-Betrieb selbst erschöpft sich in Äußerlichkeiten und geht offensichtlich von dem veralteten Grundsatz aus, daß die Jugend auch in ihrer Freizeit von Erwachsenen gegängelt werden müsse, weil sie sonst doch nur Unfug treibe. Selbstverwaltung und Selbsterziehung gibt es beim „Boy Scout" praktisch nicht. Zahllose Versuche Jungenglands, das Scoutwesen zu erneuern und durch wirklich moderne Sammlungsformen abzulösen, sind bisher gescheitert; das gilt auch für die verschiedenartigen englischen Kopien der früheren bündischen Jugendbewegung in Deutschland. Daß überhaupt gemeinsame Lager und Fahrten zustande kamen, ist lediglich das Verdienst einzelner weitsichtiger und unternehmungslustiger Deutscher und Engländer. Wohin immer aber unsere HJ.- und BDM.-Scharen kamen, haben sie durch ihre Frische und ihr gutes Auftreten dazu beigetragen, falsche Eindrücke vom Wesen und von den Wirkungen der nationalsozialistischen Jugendbewegung zu zerstören.

Die nachhaltigste Wirkung auf Jungengland aber ging nicht von diesen spärlichen Begegnungen aus, sondern von der Berliner Olympiade des Jahres 1936. Ich weiß nicht, wieviele Engländer und Engländerinnen die Olympiade besucht haben; sicher ist jedoch, daß alles, was im englischen Sportwesen und in der englischen Körperkultur Namen und Einfluß hatte, damals in Berlin war. Und diese Leute haben, ebenso wie die englische Olympiamannschaft selbst, nach der Rückkehr offen über ihre Eindrücke gesprochen und geschrieben. Die außerordentlichen Leistungen der deutschen Olympiakämpfer fanden ihre volle Würdigung. Die musterhafte Organisation und der von Schönheit und Würde getragene Geist dieser Olympiade wurden voll anerkannt. Weitaus am meisten beeindruckt aber wurden die britischen Besucher aus Mutterland und Dominien durch das strahlende Bild der deutschen

Jugend im ganzen, so wie es sich ihnen in den Rahmenveranstaltungen zu den eigentlichen Kämpfen bot. Dieser Eindruck war für die Briten geradezu eine Offenbarung, war für sie eine völlige Überraschung nach alledem, was die englische Presse jahrelang über den deutschen „Zwangssport" und die „Zwangsorganisation" der deutschen Jugend behauptet hatte. Noch wochenlang nach Abschluß der Olympischen Spiele erschienen in den englischen Zeitungen Aufsätze, die den Stand der deutschen Körperkultur und Jugendertüchtigung mit dem englischen Zustand verglichen und unumwunden zugaben, daß Britannien auf diesem Felde unendlich viel nachzuholen habe. Wie aufmerksam die britischen Gäste beobachtet hatten, mag folgendes kleine Seitenlicht zeigen: In vielen Berliner Berichten der englischen Presse wurde mit Staunen vermerkt, daß Jungdeutschland fast durchwegs . . . tadellose Zähne habe, „während man bei uns durchschnittlich schon mit dreißig Jahren ein künstliches Gebiß trägt"!

Die gebräuchlichste Formel, mit der die englischen Eindrücke der Berliner Olympiade zusammengefaßt wurden, lautete, daß Deutschland eine „A I"-Nation sei, England aber nur „B III"-Nation. England hat im Sommer 1936 einen richtigen Stoß bekommen und ihn in eine Fülle von guten Vorsätzen umgesetzt. Es hatte plötzlich erkannt, daß die alten Gesetze des britischen Sports nicht mehr genügten, um dessen überlieferte Vorherrschaft aufrechtzuerhalten und den körperlichen Wettbewerb mit den jungen Bewegungen des Festlands zu bestehen. Der berühmte „Team Spirit", der Mannschaftsgeist Altenglands, war weder dem rücksichtslosen individuellen Höchsteinsatz des amerikanischen Rekordsports gewachsen, noch vermochten sich seine Leistungen mit den Spitzenerfolgen zu messen, die ganz natürlich aus der deutschen körperlichen Massenbewegung herauswuchsen. Das englische „Team", d. h. der englische Sportklub, ist — von einer höheren Warte aus betrachtet — ein typisches Überbleibsel

des liberalistischen Jahrhunderts. England hat zwar eine Fülle von vortrefflichen sportlichen Zellen, die aber ein isoliertes Eigenleben führen und von keiner tragenden und zusammenfügenden nationalen Idee und Organisation gefördert und entwickelt werden.

Auch über die Massenbedeutung des englischen Sports gibt man sich vielfach falschen Vorstellungen hin. Gerade der Hauptsport, der Englands Ruhm in alle Lande getragen hat, der Fußball, ist nur insofern ein „Massensport", als die breitesten Volksschichten ihm als Zuschauer frönen, während die tatsächliche körperliche Leistung von Berufssportlern vollbracht wird. Ich bin überzeugt, daß in Deutschland viel mehr Leute wirklich Fußball *spielen* als in England. Der eigentliche aktive Volkssport Britanniens ist das Kricket, eine zweifellos hübsche und gesunde Beschäftigung auf dem Dorfanger, die aber zur körperlichen Stählung der Nation, wie sie die modernen Lebensbedingungen erfordern, nur wenig beizutragen vermag. Das Kricket sowohl wie das gleichfalls sehr weit verbreitete Tennis wird in England in einer mehr spielerischen Weise betrieben; unsern Ernst auch im Sport lehnen die Briten instinktiv ab.

Der englische Widerwille gegen zielbewußten Einsatz und straffe Organisation hat denn auch die Lehren des Jahres 1936 bald wieder verklingen lassen. Nachdem die Kritiker und Mahner zuerst das Feld in der Presse für sich allein hatten, kam bald eine Reaktion auf, die energisch behauptete, daß England doch eine „A I"-Nation sei und von den Ausländern nichts Wesentliches zu lernen habe. Der einzige bleibende Nutzen, den das englische Volk aus den Erfahrungen von Berlin zog, war die Förderung des Baus von Sportplätzen, Turnhallen und Hallenschwimmbädern, die vor 1936 in der Provinz fast überall fehlten. Die glänzenden Eindrücke von Jungdeutschland dagegen gingen in den politischen Ereignissen und der mit diesen verbundenen verschärften anti-

deutschen Propaganda größtenteils wieder unter. Ja, in der Nacherinnerung vermehrten sie sogar die von der Regierung Baldwin aus rüstungspolitischen Gründen sorgfältig geförderte Angst vor diesen Deutschen, denen „alles zuzutrauen" ist. Trotzdem bin ich der Meinung, daß die Berliner Beobachtungen zusammen mit den Eindrücken, die deutsche Sportmannschaften, vor allem Fußballer, Leichtathleten, Schwimmer und Tennisspieler, bei ihren Besuchen in England hinterlassen haben, wesentlich dazu beitrugen, in den breiten Massen des englischen Volkes ein sehr viel günstigeres Bild von uns und unserem Leben zu erzeugen, als das der britischen Führerschicht genehm war.

Drei Prüfsteine

Drei gute Prüfsteine hat es für die Einstellung des englischen Volkes zu Deutschland in den letzten Jahren gegeben. Das deutsch-englische Flottenabkommen, die Frontkämpferrede des Prinzen von Wales und die Wiederbesetzung des Rheinlands. Der Flottenvertrag, der die alte Rivalität beider Mächte zur See ausmerzte, ist vom gesamten englischen Volk mit heller Freude begrüßt worden. Die Volksmeinung war hier so einheitlich, daß nicht einmal ausgesprochen deutschfeindliche englische Blätter es wagten, das Abkommen anzugreifen, obwohl Paris diesen „Verrat" Baldwins sehr übelnahm. Nur der Churchillkreis, dessen Organ damals die „Morning Post" war, übte offene Kritik. Der britische Thronfolger aber, der spätere König Eduard VIII. und heutige Herzog von Windsor, sprach Millionen seiner Landsleute aus dem Herzen, als er kurz nach Unterzeichnung des Abkommens im Frühjahr 1935 dazu mahnte, die alten Gegensätze zu begraben und durch Zusammenkünfte der ehemaligen Weltkriegssoldaten die Freundschaft der Feinde von gestern zu untermauern. Dieser Appell wurde von den Angehörigen

der „British Legion", des Frontkämpferverbandes, freudig aufgenommen und eifrig verwirklicht. Ich habe selbst an einigen Treffen deutscher und englischer Frontkämpfer teilgenommen und die Mühelosigkeit und Herzlichkeit dieser Verständigungsversuche beobachtet. Die Anregung des Thronerben war aber schon der damaligen Regierung Baldwin, trotz des von ihr geschlossenen Flottenabkommens, keineswegs sympathisch, und die eigentlichen Drahtzieher der britischen Politik nahmen sie dem Prinzen bitter übel. Er hat sich damals manchen einflußreichen Mann zum Feind gemacht, der dann ein Jahr später fleißig an seinem Sturz mitarbeitete. Denn ein deutschfreundlicher englischer König war für die herrschende Klasse „unmöglich".

Wohl die stärkste politische Auswirkung hatte die Stimmung der Massen dann am 7. März 1936, als der Führer sich entschloß, die Wehrhoheit im Rheinland wiederherzustellen. Wenn sich an diesem Tag der Wille der amtlichen Vertreter Großbritanniens durchgesetzt hätte, dann wäre der englische Krieg von 1939 schon 1936 ausgebrochen! Was geschah? Als der Führer am Mittag des 7. März den Einmarsch der deutschen Truppen in die entmilitarisierte Zone bekanntgab, kam schon wenige Stunden später aus Paris der dringende Ruf nach einer sofortigen englisch-französischen bewaffneten Intervention. Die britische Regierung hat es später so dargestellt, als ob sie von sich aus unverzüglich in Paris zur Besinnung gemahnt und militärischen Beistand verweigert hätte. Tatsächlich aber hatte sie noch am Sonnabend sämtliche Parlamentsmitglieder aufgefordert, über Sonntag in ihre Wahlkreise hinauszufahren und das Volk auf den Kriegsausbruch vorzubereiten. Die Schwenkung Downing Streets im Sinne der Vernunft kam erst am Montag, als die Abgeordneten in die Hauptstadt zurückkehrten und dringend vor Gewaltmaßnahmen warnten, mit der Begründung, daß das Volk in der Wiederbesetzung des

Rheinlands nicht nur keinen Kriegsgrund zu erkennen vermöge, sondern diesen deutschen Akt sogar für völlig natürlich und berechtigt halte! Das war der größte Sieg, den die wahre „öffentliche Meinung" Englands je erfochten hat. Es hat dann einer jahrelangen systematischen Bearbeitung der breiten Massen bedurft, bis eine spätere britische Regierung es überhaupt wagen konnte, den immer noch unpopulären Krieg gegen das Reich vom Zaune zu brechen.

II.

Unsere guten und schlechten Eigenschaften

Eine der führenden Federn der englischen Presse, A. L. Kennedy, der jahrelang Leiter der Außenpolitik der „Times" war, hat das Gesamturteil der herrschenden englischen Schicht über das deutsche Volk einmal in folgenden anmaßenden Sätzen zusammengefaßt: „Das Schicksal hat im jungen Deutschland stark jene wundervollen Eigenschaften der harten Arbeit, der Gleichgültigkeit gegen die Bequemlichkeit, der Herbheit, Ausdauer, Hartnäckigkeit und Unterordnung des Ichs gegenüber der Familie herausgebracht, die immer charakteristisch für die deutsche Rasse war. Auch Güte und Gutmütigkeit gibt es dort drüben; aber diese Tugenden, die der angelsächsischen Rasse selbstverständlich sind, werden in Zeiten der Krise leicht vollständig überwältigt durch eine Härte, die von den Hunnen (welche im Gegensatz zu den Angelsachsen niemals den Ärmelkanal überschritten haben) ererbt wurde. Der hunnische Geist herrscht heute in Deutschland vor. Brutalisierend, selbstherrlich und schlau, ungehemmt durch Skrupel und geschickt in der Verstellung, beherrscht und lenkt er die passive Masse der anständigen Deutschen!" Ich setze diesen typischen Ausdruck angelsächsischer Überheblichkeit hierher, weil er die Einstellung der heutigen Oberschicht auf die knappste Formel bringt. Alles, was diese Leute am deutschen Wesen wohl oder übel anerkennen müssen, schieben sie mit der kühnen Behauptung beiseite, daß der Engländer diese guten Eigenschaften „selbstverständlich" sowieso besitze. Es wäre verlockend, diese Behauptung am Spiegel der englischen Ge-

schichte und des englischen Alltagslebens zu prüfen; doch das würde den Rahmen dieser Schrift überschreiten.

Bleiben wir einen Augenblick bei unseren lichten Seiten, die sogar unsere geschworenen Feinde drüben über der Nordsee anerkennen. Sie wissen und sehen, daß wir hart arbeiten, und sie sind damit so lange einverstanden, als das Ergebnis unserer Arbeit ihnen nicht unbequem wird, sei es in der Form der Handelskonkurrenz oder eines „übertriebenen" Machtzuwachses. Da diese Folgen der deutschen Arbeitslust aber unausbleiblich sind und sich selbst nach schweren Rückschlägen immer wieder sehr rasch einstellen, herrscht nicht nur in der englischen Oberklasse, sondern auch im kaufmännischen und technischen Mittelstand doch ein Gefühl der Unlust über die erste unserer Tugenden vor. Das ist menschlich verständlich, denn unsere Arbeitskraft und unser Arbeitstempo zwingen England, auch seinerseits Anstrengungen zu machen, die sonst überflüssig wären. England hat als Schöpfer des modernen Industrialismus im ganzen 19. Jahrhundert die Weltwirtschaft allein beherrscht. Es hat sich daran gewöhnt, diesen Zustand als sein gutes Recht anzusehen und war in diesem Gefühl technisch und handelspolitisch bis zu einem gewissen Grad erschlafft. Die um die Jahrhundertwende immer stärker spürbar werdende deutsche und amerikanische Konkurrenz wurde geradezu als etwas Unrechtmäßiges, auf jeden Fall aber als etwas Unbequemes und Störendes empfunden.

In der großen Politik ging die Entwicklung ähnliche Wege. Hier lebte Britannien bis in die neunziger Jahre hinein vom deutsch-französischen Gegensatz, der das Gleichgewicht auf dem europäischen Festland sicherstellte und Englands Arm für den Ausbau und die Beherrschung seines Weltreichs freimachte. Deutschlands Schritt zur Kolonialpolitik und zum Flottenbau war infolgedessen ebenfalls höchst lästig, auch dann, wenn man die deutsche Flotte nicht gleich als eine direkte Bedrohung der britischen Seeherrschaft auffaßte. Wir werden auch später

in anderen Zusammenhängen noch finden, daß die Störung der englischen Bequemlichkeit einer der Hauptgründe für das Mißvergnügen des Inselvolkes an uns ist.

Eine große Rolle spielt im englischen Deutschlandbild unsere „Gemütlichkeit", die englische Schriftsteller meist gar nicht zu übersetzen versuchen, sondern mit dem deutschen Wort bezeichnen. Zu dieser unserer Gemütlichkeit gehören in der englischen Vorstellung, so seltsam das auch klingen mag, nicht nur der Wiener Prater, der Münchener Biergarten und die rheinische Weinlaube, sondern auch die deutsche Kunst, die deutsche Dichtung und die deutsche Musik, kurz alles, was nichts mit bloßem Broterwerb und mit Politik zu tun hat! Das romantische Deutschland, das Land der Dichter und Denker, das Land von Bier und Wein, das Land der Lieder und Märchen — das ist das Deutschland, das der Durchschnittsbrite durchaus bejaht. Das andere, „preußische" Deutschland hat er immer abgelehnt und als eine Verfälschung seines Wunschbildes empfunden. Es ist kein Zufall, daß von allen ausländischen Missionen in London die letzte österreichische Gesandtschaft die lebhafteste Sympathie in der englischen Gesellschaft genoß, denn dort wurde das „gemütliche" Deutschland sozusagen in Reinkultur gepflegt und propagiert. Der Gesandte Baron Frankenstein (heute „Sir George Frankenstein") hat es mit Hilfe von Wiener Walzern, Trachtenfesten und Wiener Würstln in einer geradezu gerissenen Weise verstanden, den Dollfußstaat bei der englischen Oberschicht populär zu machen und als die eigentliche Verkörperung wahren deutschen Wesens hinzustellen. Die Heimkehr der Ostmark ins Reich, die von der Masse des englischen Volkes als etwas Selbstverständliches hingenommen wurde, ist denn auch von der herrschenden Klasse beinahe wie eine persönliche Beleidigung empfunden worden.

Die Judenfrage

Eine ähnliche Rolle wie die österreichische Frage hat in der englischen Einstellung zu Deutschland das Judenproblem gespielt. Auch hier beobachten wir einen schneidenden Gegensatz zwischen der Haltung der Oberschicht und der Einstellung der breiten Massen. An sich sind die Engländer ein durchaus rassebewußtes Volk. Ihre insulare Abgeschlossenheit auf der einen Seite und ihre frühzeitige koloniale Betätigung auf der anderen haben sie dazu erzogen, scharfe Trennungsstriche zwischen sich und anderen Völkern, und ganz besonders zwischen Weißen und Farbigen zu ziehen. Im Gegensatz zu den Franzosen haben sie in ihren Kolonien nicht nur die Vermischung von Weißen und Farbigen verhindert, sondern auch im Alltagsleben schroffe Schranken zwischen sich und den Eingeborenen aufgerichtet und dafür gesorgt, daß jeder Engländer als ein höheres Wesen respektiert wurde. Wenn die Briten im Weltkriege in Übersee und an der europäischen Front Eingeborene gegen Deutsche in den Kampf führten, so war das eine Abirrung vom alten englischen Standpunkt, die auch von vielen Engländern später beklagt worden ist.

Ich habe manchmal versucht, Engländern unsre Rassenpolitik durch Vergleich mit ihrer eigenen Tradition auf diesem Gebiet begreiflich zu machen. Das mißlang meist deshalb, weil der normale Engländer von den Juden nur sehr verschwommene Begriffe hat. In England gibt es verhältnismäßig nicht viele Juden, und die Hälfte von diesen lebt in einem richtigen Getto im Londoner Ostend von Whitechapel, das selbst der geborene Londoner kaum jemals betritt. Der Teil der englischen Judenschaft aber, dem es gelungen ist, die Gettoschranke zu überschreiten, hat seinen ganzen Ehrgeiz darein gesetzt, seine jüdische Herkunft zu tarnen und vergessen zu machen. Diesen äußerlich assimilierten Juden hat die tonangebende englische Gesellschaft schon von der Zeit der Königin

Viktoria an — gegen deren ursprünglichen heftigen Widerstand — Tür und Tor geöffnet und sie als Gleiche unter Gleichen hingenommen. Noch Viktoria selbst gab England in der Person Disraelis den ersten jüdischen Premierminister, womit das ganze Assimilationsjudentum wörtlich und bildlich hoffähig geworden war. Der Widerstand, den bedeutende Engländer — der große Historiker Carlyle nannte Disraeli einen „absurden Affen" — dieser Entwicklung anfänglich entgegensetzten, ist dann fast völlig eingeschlafen. Heute wagt kein englischer Politiker von „Format" auch nur ein Sterbenswörtchen gegen jüdische Übergriffe, geschweige denn gegen das Judentum überhaupt, öffentlich zu sagen.

Für die durch finanzielle und verwandtschaftliche Bande mit den jüdischen Emporkömmlingen verknüpfte Oberschicht und die ganze liberale Intelligenz war die nationalsozialistische Judenpolitik nichts anderes als ein Ausdruck des „Hunnengeistes". Sie dachte nicht daran, sich ernsthaft die Frage vorzulegen, was Deutschland im Judentum bekämpfte. Die Presse, die sich keine jüdische Greuelgeschichte entgehen ließ, weigerte sich, etwa die Zahlen zu veröffentlichen, die den unerträglichen überragenden Einfluß des Judentums in der Weimarrepublik bewiesen. Sie dachte noch weniger daran, jene zynischen jüdischen Selbstzeugnisse zu registrieren, welche die jüdische Herrschsucht und die jüdische Verachtung deutschen Wesens bloßstellten. Aus ihrer wachsenden feindseligen Haltung gegen das erstarkende Reich heraus nahm die regierende Klasse mit offenen Armen jeden jüdischen Emigranten auf, der ihr als Werkzeug zum Propagandakampf gegen Deutschland tauglich schien. Und sie fand dabei die volle Unterstützung der liberalen Intelligenz und der von dieser geführten politischen Linksopposition.

Auf das britische Volk als solches hatten diese projüdischen Machenschaften jedoch überraschend wenig Einfluß. Das erklärt sich zum Teil aus der starken Skepsis, mit der der

Durchschnittsengländer seine Sensationspresse liest; das Entscheidende aber war und ist die Tatsache, daß auch das englische Volk, wie alle gesunden weißen Völker, im Grunde antisemitisch ist. Obwohl der einfache Engländer, wie gesagt, verhältnismäßig wenig Gelegenheit hat, Juden zu sehen und Juden kennenzulernen, genügen ihm schon seine geringen Erfahrungen, gegen diese Rasse eine heftige Abneigung zu empfinden. Nach 1933 haben dann die Juden selbst weidlich dazu beigetragen, diese Abneigung zu vertiefen. Sie machten schon bald den schweren Fehler, die Hetze gegen Deutschland so zu übertreiben, daß selbst der Arglose stutzig wurde, und außerdem benahmen sie sich allzu auffällig. Wenn man sich nochmals vor Augen hält, daß die Londoner das Whitechapel-Getto so gut wie gar nicht kannten, dann mag man sich ihr Erstaunen ausmalen, als eines Tages im Jahre 1934 plötzlich ein Demonstrationszug von typisch östlichen Kaftanjuden in Stärke von 30 000 Männern und Weibern, geführt von einem feisten Burschen im steifen Hut und hoch zu Roß, durch die City nach Westen zog und im Hydepark eine höchst geräuschvolle Massenversammlung abhielt. An diesem Tage ist buchstäblich Zehntausenden von Engländern zum erstenmal in ihrem Leben aufgegangen, daß ein fremdes Volk mitten unter ihnen lebt. Eine Wirkung übrigens, die die großen jüdischen Drahtzieher in London, die emporgekommenen Juden, wie Lord Melchett, Lord Samuel und Philipp Sassoon, instinktiv vorausgesehen hatten, weshalb sie auch alles in Bewegung setzten, um diesen Demonstrationszug zu verhindern; glücklicherweise vergeblich.

Ebenso maßlos und darum letzten Endes unwirksam war die jüdische Greuelpropaganda. Die Boulevardblätter kauften zwar in der ersten Zeit jede Emigrantenlüge mit guten Pfunden, verschlossen aber ihre Taschen, als dieses Thema einigermaßen abgedroschen war. Auch auf anderen Gebieten des englischen Lebens schlug das Pendel nach der ersten Be-

geisterung für die Emigration in der anderen Richtung aus. So entstand zum Beispiel in verschiedenen freien Berufen, wie im Ärztestand, eine wachsende Empörung darüber, daß in der ersten Welle der Gefühlsduselei viele Emigranten in Stellungen gesetzt wurden, die damit Engländern verlorengingen. Bezeichnend für die damaligen Zustände ist die Äußerung eines nichtjüdischen Emigranten, des früheren marxistischen Reichstagsabgeordneten Dr. Breitscheidt, die ich selbst gehört habe. Auf die Frage, wie es ihm in London gehe, antwortete Breitscheidt prompt und sichtlich wütend: „Natürlich schlecht, wenn man kein jüdischer Professor ist!" Die freien Berufsverbände brachten es schließlich fertig, daß den Juden in England sehr viele Türen verschlossen wurden, worauf sie großenteils nach Amerika weiterwanderten.

Es ist eine eindeutige Tatsache, daß der Antisemitismus in England seit 1933 in den breiten Massen ununterbrochen gewachsen ist und weiter wächst. Das war nicht etwa ein Erfolg der deutschen Aufklärungsarbeit, sondern der Juden eigenes Verdienst. Denn auch abgesehen von ihren politischen Schnitzern taten sie alles, um die Aufmerksamkeit des englischen Volkes in unliebsamer Weise auf sich zu ziehen. Ermuntert durch das allgemeine Mitgefühl, das ihnen nach den Nürnberger Gesetzen entgegengebracht wurde, glaubten sie nun, Oberwasser zu haben und die bisherige wohlweisliche Zurückhaltung aufgeben zu können. Ich habe in diesen Jahren selbst im Londoner Westen gelebt und beobachtet, wie sich der jüdische Handel mit geradezu verblüffender Geschwindigkeit von Whitechapel und der City her ausdehnte. Ganze Ladenstraßen, die bisher judenrein waren, und ganze Wohnviertel bekamen binnen weniger Jahre ein ausgesprochen jüdisches Gesicht. Zahllose kleine englische Kaufleute, die ihr Geschäft in altmodischer Weise weitergeführt hatten, wurden durch jüdische Talmibetriebe um ihre Existenz gebracht. Besonderer Unbeliebtheit erfreuten sich die jüdischen Eindringlinge bald

bei den Verkehrspolizisten. In England wird im allgemeinen sehr anständig und rücksichtsvoll gefahren; wenn man sich in den letzten Jahren über einen unverschämten Autolenker ärgerte, dann stellte sich in neun von zehn Fällen heraus, daß der Sünder ein Jude war. Das mag unglaubhaft klingen, wird aber von jedem bestätigt werden, der in London einen Wagen gesteuert hat. Die Verkehrspolizisten scheuen sich denn auch keineswegs, ein höchst unpassendes „Diese verdammten Juden!" zwischen den Zähnen zu murmeln, wenn sie wieder einmal mit einem unverschämten jüdischen Fahrer Ärger haben.

Ich habe einmal folgende kleine Szene erlebt: Bei der Ausfahrt aus dem Hydepark stand das Verkehrslicht auf Rot. Ein großer englischer Wagen mit einem würdigen älteren Chauffeur und mein eigener Wagen hielten nebeneinander direkt unter dem Tor. Plötzlich drängte sich von rechts ein kleiner dritter Wagen so dicht heran, daß seine Vorderräder unmittelbar vor meine Stoßstange zu stehen kamen. Ich warf einen Blick auf den frechen Fahrer – ein Jude. Mein Nachbar zur Linken, der würdige Chauffeur, hatte die Szene gleichfalls beobachtet und kennzeichnete sie mit dem knappen klassischen Ausspruch: „Hitler is right!" „Hitler hat recht!" Dabei hatte der gute Mann bestimmt keine blasse Ahnung, daß ich Deutscher bin, da ich einen englischen Wagen fuhr. Solche unverfälschten Äußerungen einfacher Engländer zum Judenthema hat jeder Deutsche in London hundertfach erlebt. Oft mußten wir uns allerdings auch folgendes sagen lassen: „Alles können wir Hitler verzeihen, aber daß er uns seine Juden herübergeschickt hat, das nehmen wir ihm übel!"

Daß es bisher in England keine antisemitische Bewegung gab, wird durch das geringe Hervortreten des Judentums bis 1933 erklärt. Eine der kleinen bedeutungslosen faschistischen Gruppen auf englischem Boden hat die Bekämpfung des Judentums in ihr Programm aufgenommen. Die bedeuten-

dere Organisation Sir Oswald Mosleys dagegen, die „British Union of Fascists", war ursprünglich nicht judengegnerisch. Es ist nun bezeichnend für die Borniertheit des Judentums, daß es Mosley geradezu zwang, antisemitisch zu werden. Obwohl dieser Faschistenführer wie gesagt in seiner Frühzeit die Juden mit keinem Wort angriff, veranstalteten sie eine wüste Hetze gegen ihn und schädigten und reizten ihn, wo immer sie konnten. Das Judentum gehorchte damit zwar nur seinem Instinkt, der in jeder nationalen Erneuerungsbewegung eine Gefahr für die jüdische Sache sieht, aber es war zweifellos von seinem Standpunkt aus politisch idiotisch, sich in die Vorderfront des Kampfes gegen den englischen Faschismus zu stellen. Wobei sich der Begriff „Vorderfront" natürlich nur auf die propagandistische und finanzielle Seite des Kampfes bezieht; ich habe bei einer der großen Mosley-Versammlungen in White City mit eigenen Augen beobachtet, wie jüdische Agenten aus dem sicheren Hinterhalt den jugendlichen Großstadtmob zu Gewalttaten gegen kleine, die Versammlungshalle verlassende Gruppen von Schwarzhemden aufhetzten. Erst nach geraumer Zeit nahm Sir Oswald Mosley den Fehdehandschuh auf. Dann allerdings wurde die Brechung des jüdischen Einflusses in Großbritannien einer seiner Hauptprogrammpunkte, der ihm aus den breiten Massen viele neue Anhänger warb.

Die versäumten Gelegenheiten

Wenn man die Einstellung des englischen Volkes zur deutschen Politik verstehen will, so muß man sich unserer Feststellung erinnern, daß der Engländer keine „Störungen" liebt. In der Systemzeit, nach dem Zusammenbruch, als Deutschland schwach und ohnmächtig war, genossen wir, wie schon erwähnt, in Britannien viel Wohlwollen und Sympathie.

Man vergaß allmählich die Kriegshetze, schämte sich sogar ein bißchen der nun selbst als übertrieben empfundenen Haßgefühle und bemutterte den geschlagenen armen Verwandten. Als die Franzosen 1923 in das Ruhrgebiet einbrachen, war man in London in- und außerhalb der Regierungsstuben ziemlich empört und fand, daß Poincaré sich gar nicht nett benähme. Nun war es Frankreich, das offensichtlich den Störenfried spielte und seine Vorherrschaft in Europa in einer Weise auszubauen begann, die dem britischen Grundsatz vom Gleichgewicht der Mächte ernstlich gefährlich wurde. Daß die Deutschen nicht noch mehr Reparationen zahlten, war gewiß unangenehm, da England ja damals noch seine Kriegsschulden an Amerika abzahlen mußte. Aber man bezweifelte in London ernsthaft, daß Poincarés Ruhrabenteuer die Zahlungsfähigkeit und den Zahlungswillen des deutschen Volkes fördern würde.

Nun begann eine Zeit, die ziemlich genau ein Jahrzehnt dauerte und in der die Deutschen in England auch politisch volkstümlicher waren als die Franzosen. Die verschiedenen Reparationskonferenzen und die endlosen Abrüstungsgespräche erwiesen allzu deutlich, daß nicht der knechtsseelische Verfallsstaat, sondern das unversöhnliche und von ständigen Zukunftsängsten heimgesuchte Frankreich es war, das die Welt mit Unruhe erfüllte und die Anbahnung eines wirklichen Friedenszustandes verhinderte. Männer wie Wirth, Marx und Stresemann waren deutsche Politiker nach englischem Geschmack. Stets zu Kompromissen bereit, von einer Konferenz auf die andere eilend, immer verhandlungswillig, wandten sie die Methoden an, die auch die britische Politik stets anwendet ... wenn es um keine für England wichtigen Fragen geht. Kompromiß und Verhandlung, das ist das A und O des parlamentarischen Lebens, das man auch in den internationalen Beziehungen jeder anderen Methode vorziehen muß. Dieser Grundsatz leuchtet ein und ist besonders bekömmlich für ein gewaltiges Weltreich, dessen Träume alle in Er-

füllung gegangen sind und dessen Politik lediglich auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtet ist. England hatte genug Sorgen in Übersee. Aus dem jüngeren angelsächsischen Bruder, den Vereinigten Staaten, war eine gleichstarke Weltmacht geworden. Japan, der Verbündete von gestern, ging seine eigenen Wege. Indien, um seine Weltkriegsversprechungen betrogen, stand in dauernder Gärung. Die britischen Tochterstaaten, die Dominien, denen man wohl oder übel den versprochenen politischen Sold für ihre Kriegshilfe auszahlen mußte, waren beängstigend selbständig geworden. „Ruhe auf dem Kontinent" war deshalb die oberste Losung der britischen Nachkriegspolitik, die auch jeder einzelne Engländer instinktiv billigte. Dieser Forderung aber widersprach die französische Politik, die sich nicht im mindesten um britische Empiresorgen kümmerte, sondern gebannt auf den „Erbfeind" jenseits des Rheins starrte und nur dem Ziele lebte, Deutschland endgültig niederzudrücken. Und in London fand kein Staatsmann den Mut, die Poincaré und Barthou energisch zur Ordnung zu rufen; man ließ sich vielmehr schwächlich, wenn auch grollend, von Paris ins Schlepptau nehmen.

Zahlreiche englische Politiker haben nach 1933 die Schwäche der englischen Regierungen jener Jahre angeprangert, und das Wort von den „versäumten Gelegenheiten" ist ein Standardbegriff des englischen politischen Schrifttums geworden. Aber diese nachträgliche bittere Erkenntnis hat keine entscheidende Wandlung in der britischen Politik herbeizuführen vermocht. Obwohl alle leitenden Staatsmänner der letzten sieben Jahre — MacDonald, Baldwin und Chamberlain — bei Gelegenheit offen ausgesprochen haben, daß Deutschland hätte anders behandelt werden müssen, fuhren auch sie fort, „Gelegenheiten zu versäumen" und hinter den Ereignissen herzuhinken. Alles, was geschah, geschah zu spät, geschah nicht aus freiem Ermessen, sondern unter dem Druck der Ereignisse. Und dieses vernichtendste Urteil, das man über Staatsmänner aussprechen

kann, gilt nicht nur für die britische Politik gegenüber dem Reich, sondern für die britische Gesamtpolitik. In den Ostasienkrisen, im Abessinienkrieg und im Spanienkampf — immer und überall setzten die verantwortlichen Männer in London aufs falsche Pferd und lenkten erst ein, wenn ihre Niederlage vor aller Welt sichtbar geworden war.

Aber es ist nun einmal ein Kennzeichen für schwache Naturen und schwächliche Staatssysteme, daß sie die eigenen Fehler nicht einzugestehen wagen und anderen zuzuschieben versuchen. Das offizielle England brauchte dringend Sündenböcke. Es fand sie in den neuen Störenfrieden Japan, Italien und Deutschland.

Aufrüstung

Das Thema Rüstungen hat in der englischen Meinungsbildung über das neue Deutsche Reich eine so gewaltige Rolle gespielt, daß es einer besonderen Beleuchtung bedarf. Zunächst muß man sich klarmachen, daß der Engländer der Neuzeit ein ausgesprochen unsoldatischer Mensch ist. Er hat im Soldatentum in unserem Sinne, d. h. im bedingungslosen soldatischen Einsatz für die Größe der Nation, keine Tugend, sondern immer nur einen vorübergehenden Notstand gesehen. Das erklärt sich mühelos aus der Inselsage seines Landes, die ihn niemals vor 1914 zum Aufgebot der eigenen nationalen Manneskraft zwang. Auf seiner sicheren Insel war er so lange unangreifbar, als er die Seeherrschaft besaß. Nur eine völlige Vernichtung der englischen Flotte beschwor die Gefahr einer feindlichen Invasion des Mutterlandes herauf. Diese latente Gefahr ist nur zweimal in der neueren englischen Geschichte akut geworden: im Jahre 1588, als Philipp II. von Spanien die berühmte „Armada" an Englands Küste schickte, und in der napoleonischen Zeit. In beiden Fällen hat die britische Flotte die Gefahr abzuwenden vermocht, wobei ihr

allerdings bei der Vernichtung der spanischen Invasionsflotte der Verrat und der Sturm zu Hilfe kamen. „Gott blies, und die Armada stob nach allen Winden."

Die Seefahrt züchtet einen anderen Menschenschlag als der Landkrieg. Sie gebiert den Eroberer, der Landkrieg den Soldaten. Die Marine war immer die tonangebende Waffe in Britannien und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein „Sailor", ein Seemann zu sein, ist ein Ehrentitel; wenn man von dem guten alten Georg V. besonders nett reden wollte, dann nannte man ihn „Our Sailor King", unseren Seemanns-König, weil er in seinen Jugendjahren als Marineoffizier gefahren war. Ein „Soldier", ein Soldat genannt zu werden, ist dagegen in England beinahe so etwas wie eine Beleidigung. Der Begriff „Soldier" hat im Englischen durchaus seine ursprüngliche Bedeutung des „Söldners" bewahrt. Ein „Soldier", das ist für den Briten ein Berufssoldat, der dieses Handwerk meist nur deshalb ergreift, weil er zu nichts „Besserem" zu gebrauchen ist. Auch die britischen Flandernkämpfer von 1914 bis 1918 dachten nicht daran, sich als Soldaten zu fühlen. Dafür zeugt folgender Kriegswitz: Zwei Urlauber aus Flandern bummeln — noch in Dreck und Speck, mit dem flachen Stahlhelm schief überm Ohr — durch den St.-James-Park. Wie sie am Tor des Königspalastes vorüberkommen, sehen sie plötzlich den Wachtposten, einen Gardemann in der bekannten Bärenmütze und knallroten Uniform. Da stößt der eine Feldsoldat den Kameraden mit dem Ellenbogen an, deutet mit dem Daumen auf den Gardisten und sagt, zugleich verblüfft und verächtlich: „Da schau, Jimmy, ein Soldier!" Vielleicht noch bezeichnender für die englische Einstellung zum Soldatentum ist die Tatsache, daß jeder Offizier und Mann seine Uniform sofort, wenn die Dienststunden vorüber sind, mit dem Zivilrock vertauscht. Die Offiziere, die in der Stadt wohnen, gehen sogar meist in Zivil zum Dienst und ziehen sich erst in der Kaserne selbst um.

Nicht die Einstellung zum Kriege an sich ist es, die den Engländer vom Deutschen unterscheidet. England hat viel mehr Kriege in seiner Geschichte geführt als wir; aber diese Kriege waren vorwiegend Seekriege. Wenn britische Interessen auf dem europäischen Festland verfochten werden mußten, dann zog Frau Britannia es stets vor, an Stelle ihrer nationalen Manneskraft ihre Geldmacht einzusetzen, sei es durch finanzielle Unterstützung der Verbündeten, sei es durch Kauf fremder Söldnertruppen. Bei den wenigen Gelegenheiten, die England zwangen, mit eigenen Heeren nach Europa herüberzukommen, zur Zeit Marlboroughs, Napoleons und des Weltkriegs, hat sich aber der englische „Gelegenheitssoldat" als ein tapferer und zäher Kämpfer erwiesen. Ein Brite hat mir diese eigentümliche Einstellung zum Soldatentum einmal mit folgenden Worten klarzumachen versucht: „Wir hassen das Soldatentum. Wenn wir aber einmal kämpfen müssen, dann ziehen wir rasch den Zivilrock aus und schlagen wild zu. Und dann ziehen wir den Rock schleunigst wieder an." Anders ausgedrückt heißt das, daß der Engländer den Landkrieg als eine manchmal notwendige größere Rauferei empfindet. Zu einer Rauferei ist er auch im Zivilleben ganz gern bereit; nirgends wird z. B. so viel gerauft wie auf Englands höheren Schulen.

Daß eine so veranlagte Nation für das nationale Pflichtgefühl preußisch-deutschen Soldatentums keine Spur von Verständnis hat, bedarf kaum eines Beweises. Französisches Soldatentum, das vom Gedanken des Ruhmes getragen wird, ist dem Briten allerdings fast ebenso fremd; aber das stört ihn nicht so sehr, weil er es für etwas komisch hält, während ihm unser „preußischer" Ernst auf die Nerven geht. Nicht Preußen-Deutschlands Kriege und nicht das Maß unserer Rüstungen waren es, die in England die Vorstellung vom „preußischen Militarismus" geboren haben, sondern eben unsere angeborene Liebe zum Soldatentum und die große Rolle, die

der Soldat im deutschen Gemeinwesen spielt. Und daß dieser „preußische Militarismus" England im Weltkriege zwang, zum erstenmal in seiner ganzen Geschichte einen wirklichen Daseinskampf zu führen und tatsächlich Gut und Leben der Nation einzusetzen — das war der eigentliche Grund des erbitterten englischen Kriegshasses gegen uns, der in diesem Inselvolk noch viel länger nachzitterte als im französischen Volk, das Waffengänge mit seinem östlichen Nachbarn gewohnt war.

Der Abrüstungsgedanke Wilsons, der sich auf den Völkerbundsplan stützte, ist nirgends so begeistert aufgegriffen und vom ganzen Volk gebilligt worden wie in England. Niemand dachte daran, die im Kriege eingeführte allgemeine Wehrpflicht aufrechtzuerhalten, und das Land wurde von einer Welle des extremen Pazifismus überzogen, der auch konservative Regierungen zu einer jahrelangen Vernachlässigung der nationalen Rüstung zwang. Diese Regierungen haben sich später viel auf ihre „beispielhafte Abrüstung" zugute getan. Mit wenig Grund, denn erstens war England auch in den Nachkriegsjahren immer noch hoch gerüstet, wenn man es mit dem völlig entmannten Deutschland verglich. Zweitens konnte sich das seegewaltige Britannien nun, nach Vernichtung seiner Gegner, sehr wohl eine längere Periode der Einsparung am Wehrhaushalt leisten, ohne damit ein großes „Opfer" zu bringen. Und drittens vermehrte diese Politik nur die englische außenpolitische Abhängigkeit von Frankreich, das nicht daran dachte, auch seinerseits abzurüsten, sondern seine eigene Wehrkraft und die seiner Trabanten im Osten des Deutschen Reiches ständig steigerte.

Wenn England selbst voll gerüstet in die Ära der Genfer „Abrüstungskonferenz" eingetreten wäre, dann hätte der politische Erbe Poincarés, Barthou, es nicht wagen können, im Jahre 1934 den englischen Abrüstungsplan einfach mit einer schroffen Handbewegung vom Tisch zu fegen.

Die wiederholten Abrüstungsangebote des Führers, die mit einer Beschränkung des deutschen Heeres auf 200 000 Mann begannen, hatten auf die englische Öffentlichkeit einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Sie verhinderten die Entstehung der Meinung, als ob Deutschland an dem immer schärfer werdenden Wettrüsten Schuld trage, trotz aller Pariser Versuche, die Sache so darzustellen. Noch im Herbst 1934, als wir den Genfer Bund verließen, hatten wir in der britischen Presse eine Reihe von Verteidigern, die gleich uns der Überzeugung waren, daß man dem Reich in Genf Unmögliches zugemutet habe. Und Barthous brutales Nein brachte dann noch weitere Kreise Englands auf unsere Seite. Infolgedessen erregten auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Wiederherstellung der deutschen Luftwaffe nicht den Entrüstungssturm in Großbritannien, auf den man in Paris und in gewissen Londoner Regierungsstuben gerechnet hatte.

Eine noch stärkere Wirkung auf die breiteste englische Öffentlichkeit hatte, wie wir früher schon sagten, der deutsch-englische Flottenvertrag, der das englische Volk buchstäblich von einem vierzigjährigen Alpdruck befreite. Wenn man sich vorstellt, welche riesigen Ansprüche der Schutz der weltweiten britischen Besitzungen an die Seemacht Englands stellt, wenn man dazu nimmt, daß deren absolute Beherrschung der Meere durch den Ausbau der Flotten Nordamerikas und Japans beseitigt worden war, dann kann man sich ungefähr die Gefühle ausmalen, die jeden Briten bei dem Gedanken beseelten, daß nun auch auf der Nordsee — unmittelbar vor den Toren des Mutterlandes — aufs neue eine gefährliche fremde Seemacht auftreten könnte. Der U-Boot-Krieg und die unglückliche Skagerrakschlacht waren den Briten so nahegegangen, hatten sie so dicht an den Rand des Abgrunds gebracht, daß die Furcht vor einer Wiederholung dieser Lage sich tief in ihr Bewußtsein eingrub. Als deshalb der Führer im Winter 1934/35 zum ersten Male die Möglichkeit eines

festen deutsch-englischen Stärkeverhältnisses erwähnte, hielt ganz England den Atem an, und die Regierung beeilte sich, festzustellen, ob es sich hier wirklich um ein ernstes deutsches Angebot handle. Wie dann der damalige Sonderbotschafter des Führers, von Ribbentrop, mit dem Vertragsentwurf in der Tasche herüberkam, wurde er als der erste wirkliche Friedensbote seit Versailles empfunden und empfangen. Zum erstenmal auch blieb Downing Street fest, als prompt die französischen Störungsversuche einsetzten; zum ersten Male machte eine britische Nachkriegsregierung entschlossen britische Politik. Und der deutsch-englische Flottenpakt ist bis zu seiner Außerkraftsetzung im Jahre 1939 die eigentliche Grundlage jeder deutsch-englischen Volksverständigung geblieben.

Sein politischer Sinn allerdings ist von den britischen Regierungen schon bald nach der Unterzeichnung verfälscht worden. Wenn das nationalsozialistische Reich Englands absolute Vorherrschaft in nordeuropäischen Gewässern durch vertragliche Bindung anerkannte, so geschah das unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß dieses England auf dem europäischen Festland mindestens keine Politik verfolgte, die den natürlichen deutschen Interessen direkt abträglich war. In der Politik gibt es keine „Geschenke"; wer das behauptet, ist ein Narr oder ein Heuchler. Der Führer durfte erwarten, daß Deutschlands Verzicht auf Seemacht, der England eine so große Sorge von den Schultern nahm, in einer freundlichen Unterstützung der deutschen Festlandspolitik seine Gegenleistung finden würde. Er mußte das um so mehr erwarten, als er über das Ziel seiner mitteleuropäischen Politik, die Ausmerzung des Unrechts von Versailles, niemals irgendwelche Zweifel gelassen hatte. Diese berechtigten, ja selbstverständlichen Erwartungen sind aber grob enttäuscht worden.

Es begann schon im Winter 1935/36. Der Abessinienkrieg war im Gange. Englands Mittelmeerflotte war einem

Waffengang mit dem jungen faschistischen Italien nicht gewachsen. Nun mußte das ganze englische Volk klar erkennen, wohin es durch seinen blinden Glauben an den ohnmächtigen Genfer Bund und durch die Abhängigkeit seiner Außenpolitik von Paris geraten war. Ich habe den Katzenjammer, der damals die britischen Inseln überfiel, an Ort und Stelle miterlebt; es war eine wahrhaft grausame Ernüchterung! Ihr fielen MacDonald als Erstminister und Sir John Simon als Außenminister zum Opfer. Deren Nachfolger, Baldwin und Sir Samuel Hoare, versuchten gemeinsam mit Laval in Paris einen späten Frieden mit Rom zu schließen. Aber der Hoare-Laval-Plan, der Italien praktisch die Beherrschung des größten Teils von Abessinien zugestand, wurde von der empörten englischen Öffentlichkeit als „Verrat" an Abessinien und am Völkerbund abgelehnt. Der Biedermann Baldwin opferte schleunigst seinen neugebackenen Außenminister Hoare dem Volkszorn und tat, als ob er von dessen Abmachungen mit Laval selbst überrascht worden sei. Hoares Nachfolger wurde der bisherige „Völkerbundsminister" Anthony Eden, der als treuer Verfechter der Genfer Ideale galt. Eden setzte dann die berühmten Völkerbundssanktionen gegen Italien durch, die wirkungslos blieben, das faschistische Imperium in seinem Siegeswillen bestärkten, den Untergang des Negusreiches beschleunigten und Italien endgültig dem westlichen Lager entfremdeten. Anthony Eden, ein Mann von höchst mittelmäßiger Intelligenz, ist damit der unfreiwillige Geburtshelfer der Achse Berlin—Rom geworden.

Eine Lehre aber zog ganz England aus der Niederlage des Jahres 1936: Die Aufrüstung war nicht länger zu umgehen, wenn das britische Weltreich nicht einfach machtpolitisch abdanken wollte. Endlich schickte man sich an, das Versäumte nachzuholen und die britische Wehrmacht den bestehenden internationalen Verhältnissen anzupassen. Nun hätte es nahegelegen, die Rüstungspropaganda, die bei der

Unwilligkeit des englischen Steuerzahlers für militärische Ausgaben unerläßlich war, offen auf die abessinische Lehre zu stützen. Man hätte noch hinzufügen können, daß Englands maritime Ohnmacht schon einige Jahre vorher im mandschurischen Konflikt eine schwere Schlappe gegenüber Japan eingebracht hatte. Tatsächlich lag Englands Schwäche ja auch viel weniger in seinem absoluten Rüstungsstand, der immer noch sehr beachtlich war, als in der Notwendigkeit, gleichzeitig an drei möglichen Konfliktspunkten — in der Nordsee, im Mittelmeer und in Ostasien — stark aufzutreten. Daß die britische Politik in diese schwierige Lage geraten war, hatte sie allerdings ihren eigenen Fehlern zuzuschreiben; aus Ungeschick und Kurzsichtigkeit war sie mit allen drei „unzufriedenen" Großmächten, d. h. mit Deutschland, Italien und Japan, in unerquickliche Beziehungen geraten. Im Winter 1935/36 allerdings, als der Entschluß zur Aufrüstung gefaßt wurde, hatte das deutsch-englische Flottenabkommen jede ernsthafte Gefahr für Britannien an dem einen der drei Brennpunkte, in Mitteleuropa, bereits gebannt.

Und trotzdem wurde die Rüstungspropaganda der Regierung Baldwin ausgerechnet an der „Deutschen Gefahr" aufgehängt! Wir haben in jenem Winter alle möglichen Erklärungen für diese seltsame Taktik gesucht: Vielleicht hielten Baldwin und Eden eine „Römische" oder eine „Japanische Gefahr" nicht für zugkräftig genug, während die „Deutsche Gefahr" im Durchschnittsengländer sofort frische Erinnerungen an die schwere Zeit von 1914/18 erweckte. Deutschland war erst vor knapp 20 Jahren eine wirkliche Gefahr für sein Land gewesen, die er in den Luftangriffen und im U-Boot-Krieg ganz persönlich zu spüren bekommen hatte. Und von den Fähigkeiten der Deutschen zum Guten wie zum Bösen hatte er eine hohe Meinung, während er, trotz Abessinien, in Italien immer noch einen schwachen Staat erblickte. Wenn man also Mr. Brown und Mrs. Smith

dazu bringen wollte, für die Rüstungen tief in die Geldbörse zu greifen, dann war die „Deutsche Gefahr" wohl der bessere Vorwand. Ich glaube, daß solche Erwägungen sicher mitgesprochen haben; den wahren Grund der überraschenden britischen Taktik konnte man aber erst später ganz durchschauen: weder Baldwin noch Eden, noch gar die wirklichen Drahtzieher der britischen Außenpolitik, die in den Regierungsstuben von White Hall saßen, haben dem Flottenabkommen jemals die Bedeutung beigemessen, die wir ihm beimaßen. Für sie war Deutschlands freiwilliger Verzicht zur See ein bequemes Trinkgeld, das man einsteckte, ohne daraus irgendwelche bindende Verpflichtungen für die deutsch-englischen Gesamtbeziehungen herzuleiten. Für sie war und blieb Deutschland nach wie vor der ernsteste Gegner der Zukunft, dem man entgegentreten mußte, wo immer sich eine Gelegenheit bot. Edens berüchtigter „Fragebogen" hat diese Grundtendenz der britischen auswärtigen Politik in klassischer Form für die Nachwelt festgehalten.

Das englische Volk hat dieser Politik und dieser Taktik jahrelang einen heftigen, instinktiven Widerstand entgegengesetzt. Nur zögernd bewilligte es die ersten Rüstungsmilliarden, und bei jedem neuen Aderlaß, der nun in rascher Folge kam, mußte die Propaganda immer wieder aufs neue die „Deutsche Gefahr" in den schwärzesten Farben an die Wand malen, um Pfunde und Schillinge locker zu machen. Selbst deutschfreundliche englische Politiker, wie der Presselord Rothermere, arbeiteten öffentlich mit phantastischen Angaben über den Stand der deutschen Aufrüstung, während sie die eigentliche Gefahr für ihr Land im Mittelmeer und in Übersee sahen. Allmählich ist es dann auch gelungen, die breiten Massen an die Vorstellung zu gewöhnen, daß Deutschland es sei, das das Tempo der Rüstungen diktiere.

Die deutschen „Methoden"

Eine andere gewichtige Rolle in der englischen Zweckpropaganda spielte die ständige Anprangerung der deutschen „Schockmethoden". Alle internationalen Streitfragen, so wurde dem englischen Volk von seinen Staatsmännern jahraus, jahrein gepredigt, lassen sich am Verhandlungstisch friedlich regeln. Als Beweise für diese Behauptung wurden regelmäßig die Abschaffung der Reparationen und die Räumung des Saargebiets hingestellt. Daß die Reparationen nur deshalb abgeschafft wurden, weil sie auch Handel und Wandel in den Siegerländern in steigendem Maße ruinierten, das hatte man längst „vergessen". Daß mit der einzigen Ausnahme der Saarräumung alle andern unbedingt notwendigen „Revisionen" von Versailles auf dem Verhandlungswege nicht durchgeführt werden konnten, trotz beispielloser deutscher Geduld, das wurde gleichfalls verschwiegen. Daß selbst bei der vielgepriesenen Saarabstimmung ein Mann des britischen Außenamts, der Saarkommissar der Genfer Liga, Knox, in geradezu schamloser Weise gegen die Rückkehr des Saargebiets intrigiert hatte, wofür er hinterher von der britischen Regierung geadelt wurde, auch das unterschlug man wohlweislich. Wenn aber dann der deutsche Führer, nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, die Verteidiger von Versailles zur Vernunft und zum Einlenken zu bringen, aus eigenem Entschluß das Notwendige tat, dann hagelte es Anklagen, Verurteilungen und Verwünschungen. Dann war das Deutsche Reich der böse Störenfried, der aus falschem Stolz und Abneigung gegen „zivilisierte" Methoden Europa ständig in Unruhe hielt und das „Gesetz des Dschyngels" in die weiße Welt verpflanzte. Selbst unsere wohlwollendsten Kritiker auf britischem Boden sangen das Lied von den „Methoden" mit, wenn sie in der Sache auch unseren Standpunkt verteidigten.

Dem einfachen Mann auf der Straße leuchtete gerade dieser Vorwurf ein. Es war ja eine bloße Tatsache, daß fast alle Krisen der letzten Jahre durch irgendwelche deutschen Handlungen zum Ausbruch gekommen waren. Es war richtig, daß die unbefriedigten Wünsche und Forderungen der „faschistischen" Nationen die Welt in Atem hielten und die „Wirtschaft", d. h. den ruhigen Genuß der Pfründen in den satten Ländern, störten. Das war das Handgreifliche, das Unbestreitbare. Daß die tieferen Ursachen dies Bild wesentlich veränderten, das vernahm der Durchschnittsbrite nur selten und vergaß es immer wieder, wenn ihn ein neuer deutscher „Coup" verblüffte und beunruhigte. Gewiß, der „unglückselige" Friede von Versailles hatte viel verdorben, und es war richtig, daß die Deutschen ziemlich lange gewartet hatten, bevor sie sich selbst ihr Recht verschafften; aber sie hätten halt noch ein klein wenig länger warten sollen, dann wäre alles ohne viel Geschrei und Aufregung geordnet worden. So stand es tagtäglich in fast allen englischen Zeitungen, und das war auch die Lesart, die im britischen Parlament von Ministern, Lords und Gemeinen ständig verkündet wurde. Auf die Binsenwahrheit, daß ein Mann und ein Land, die etwas zu fordern haben, immer notwendig „unbequem" sind, weil sie die andern, die alles besitzen, was sie sich nur erträumen können, „stören" — auf diese Binsenwahrheit kam der einfache Mann nicht. Und die Wissenden in Regierung, Parlament und Presse dachten nicht daran, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Der einfache Engländer hatte natürlich auch keine Ahnung, was hinter den Kulissen von Downing Street vor sich ging. Er wußte nichts über die ständigen Intrigen des Vansittart-Klüngels gegen dessen eigene Vorgesetzte, die parlamentarisch verantwortlichen Minister. Nur selten wurde die spanische Wand, hinter der sich die hohe Bürokratie vor dem Volk verbirgt, etwas beiseitegeschoben. Das liegt am englischen System: verantwortlich vor Volk und Parlament sind einzig

und allein die parlamentarischen Minister. Ein hoher Beamter wie Vansittart, der jahrelang ständiger Staatssekretär des Foreign Office war, kann überhaupt nicht vor der Öffentlichkeit zur Rechenschaft gezogen werden. Alles was er tut und nicht tut, muß sein Minister verantworten — sein wechselnder parlamentarischer Minister, der oft nur eine geringe Fachkenntnis mitbringt und durch den häufigen Personenwechsel im parlamentarischen Schachspiel nicht die Zeit findet, sich sachlich einzuarbeiten und seine Beamten gründlich kennenzulernen. Die ständigen Beamten aber kennen sich seit vielen Jahren und werden im Schutze ihrer Verborgenheit zwangsläufig zu einer Art von Freimaurerklub, der sich gegenseitig durch kleine Zeichen und Winke verständigen kann. Was die zünftige britische Diplomatie z. B. in Wien und Prag alles angestellt hat, um eine vernünftige und rechtzeitige Lösung der österreichischen und der sudetendeutschen Frage zu verhindern, darüber wissen w i r heute recht gut Bescheid.

Für den Briten aber blieb es ein Rätsel, warum „Herr Hitler" — so wird der Führer in England genannt — fast alle seine großen Entscheidungen „plötzlich" traf und die ruhebedürftige Welt mit seinen Taten immer wieder völlig überraschte. Die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Besetzung des Rheinlandes, der Anschluß der Ostmark und des Sudetenlandes, die Errichtung des Protektorats und die Heimholung des Memelgebiets, all das kam als ein „Schock für die Welt". Warum? Hatten die englischen Minister nicht hundertmal ihre Bereitschaft erklärt, mit den Deutschen über alles und jedes zu verhandeln und alle ihre Wünsche wohlwollend zu prüfen? So fragten Mr. Smith und Mrs. Brown nach jedem neuen deutschen Coup und mußten sich schließlich, mangels jeder wahrheitsgetreuen Aufklärung, mit der Antwort der englischen Zeitungen begnügen, daß die deutsche Schockmethode eben ein Ausfluß des Nazi-Hunnen-Geist sei, der die friedliche Methode grundsätzlich

ablehnte und brutal seinen Willen durchzusetzen wünsche. Unser ständiger Hinweis auf die geschichtliche Tatsache, daß bis 1939 gerade die Methode des Führers eine absolut unblutige Berichtigung der europäischen Verhältnisse ermöglicht hat, wurde von der englischen Presse einfach unterschlagen. Genau so wie diese Presse das intrigante zweite Gesicht der britischen Außenpolitik sorgfältig vor dem Volke verbarg. Noch jetzt, nach Ausbruch des englischen Krieges, wagt ein so vortrefflich über die Kulissengeheimnisse unterrichtetes Blatt wie die „Times" die jahrelange Existenz eines Vansittart-Klüngels mit frecher Stirn als Märchen zu bezeichnen.

Kurz — es gibt kein Staatssystem, in dem das Volk so hinters Licht geführt wird, wie die formale Demokratie. Hinter der breiten Schaubühne des Parlaments, auf der die Eingeweihten zum Besten eines ehrfürchtig staunenden Publikums ihre Windmühlenkämpfe aufführen, wird die wirkliche Politik in völliger Verborgenheit von kleinen Personengruppen ausgetüftelt und durchgeführt. Das ist in allen Demokratien das gleiche, und das kann gar nicht anders sein, denn ein Haufen von 600 sogenannten Volksvertretern kann eben nicht wirklich regieren. In keiner anderen Demokratie aber wird der wahre Charakter dieses Systems so meisterhaft und vollständig verschleiert wie in Britannien, der „Mutter der Parlamente". In Frankreich und in den Vereinigten Staaten wird der Schleier immerhin dann und wann unfreiwillig gelüftet — in England werden selbst die derbsten Korruptionserscheinungen mit dem demokratischen Mantel verdeckt und alle Skandale hinter den Kulissen unter der Hand ausgebügelt. Das englische Volk ahnt wohl manchmal etwas davon, aber es erfährt nie die volle Wahrheit. Wie anders wäre es sonst möglich, daß ausgesprochen korrupte Erscheinungen von der Art eines Churchill, eines Hore Belisha und eines Burgin Minister der britischen Krone werden und bleiben können?

III.

Der Deutsche und der Brite

Das politische Vorstellungsbild, das die Engländer von Deutschland haben, muß nun noch nach der persönlichen und allgemein menschlichen Seite hin ergänzt werden. Beginnen wir mit dem äußerlichen Eindruck: Wie wirkt der Durchschnittsdeutsche auf den normalen Briten? Ich finde es überaus bezeichnend für die Verschiedenartigkeit der beiden Völker, daß jedes das andere als „steif" empfindet! Wir stellen uns den Engländer als steifen, trockenen und ledernen Gesellen vor, und er empfindet uns als steif, wichtigtuerisch und pompös. Des Rätsels Lösung lautet natürlich, daß beide Völker unter „steif" etwas anderes verstehen. Uns kommt der Engländer steif vor, weil er wortkarg ist und eine heftige Scheu davor hat, seine Gefühle zu zeigen. Diese Scheu, diese innere Verklemmtheit des Briten, die sich in der Politik als Heuchelei auswirkt, ist eine Folge des Puritanertums. Der Engländer ist tatsächlich unnatürlich im seelischen Sinne. In seinem Auftreten aber und in seinen Alltagssitten ist er ein sehr schlichter und ungekünstelter Mensch. Er ist ein ausgesprochen freundliches Wesen mit einfachen, fast saloppen Umgangsformen.

Genau umgekehrt sind wir: Wir wirken im ersten Augenblick sehr steif und förmlich, sind aber binnen fünf oder spätestens zehn Minuten bereit, mit einem neuen Bekannten nicht nur über Gott und die Welt, sondern auch über unsere tiefsten Anschauungen und Seelenregungen zu diskutieren. So zeichnet uns auch fast immer der englische Bühnenschriftsteller. Wo immer ich einen „Deutschen" in einem

Londoner Theater auftreten sah, trug er unweigerlich einen schwarzen Anzug, steifen Kragen und Handschuhe, verbeugte sich hölzern, aber tief vor jedermann, schmetterte seinen Namen heraus und schüttelte jedem kräftig die Hand. Und das gab immer einen Heiterkeitserfolg, denn der Brite stellt sich nie vor, behält im Freien seinen Hut auf dem Kopf und kann Händeschütteln nicht ausstehen. Nach dieser Einführung aber entpuppt sich der Bühnendeutsche im englischen Durchschnittsstück gewöhnlich als ein Forscher, ein Philosoph oder mindestens als ein besonders raffinierter Ingenieur. Man traut ihm alles zu, und nicht nur Gutes. „Die Deutschen haben den Affen erfunden", lautet ein russisches Sprichwort, das ebensogut ein englisches sein könnte. Wir flößen Respekt, meist auch Achtung ein, aber ganz wohl ist dem Briten nicht dabei, und unbequem sind wir auf jeden Fall. Daß uns der Engländer trotzdem als etwas irgendwie Verwandtes oder Nahestehendes empfindet, macht uns ihm nur noch unheimlicher. Mit dem fremdartigen Franzosen, Russen und Italiener wird der Brite leichter fertig, denn der ist eben etwas wirklich Fremdes, womit man sich nicht intensiver beschäftigen muß.

Mit aus diesem Grunde habe ich es immer für einen Fehler gehalten, wenn wir den Briten gegenüber unser „Vetterntum" herausstellten, zumal es auf so schwachen Füßen steht. Der Engländer ist so etwas wie eine Mimose, er schreckt vor Vertraulichkeit zurück. Das deutsche, noch nicht ganz überwundene Erbübel aber, fremdes Wesen auch noch nachzuahmen, wirkt in keinem Land störender auf die gegenseitigen Beziehungen als in England. Keinem Briten in Berlin würde es einfallen, seine Visitenkarten auf das deutsche Format und die deutsche Formel zu bringen oder seine Freunde zum Kaffee anstatt zum Cocktail einzuladen. Kein Engländer in Paris wird ängstlich fragen, ob er bei einem Geschäftsbesuch schwarze oder braune Halbschuhe anziehen müsse. Und in den meisten Fällen wird er erst einmal versuchen, mit

einem Ausländer englisch zu sprechen, und sich nur dann die Zunge in dessen Sprache abbrechen, wenn der andere kein Englisch versteht. Wir Deutschen tun draußen in der Fremde genau das Gegenteil. Ich konnte mich zum Beispiel in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in London kaum meiner deutschen Landsleute erwehren, die mir genau sagten, was ich tun und nicht tun dürfe und was ich richtig oder falsch gemacht habe. Der Engländer hat für diese Seite unserer „Anpassungsfähigkeit", um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, nicht das mindeste Verständnis und legt sie als Unterwürfigkeit aus, wenn er sie nicht komisch nimmt.

In einem für den Engländer unerklärlichen Gegensatz zu dem deutschen Nachahmungstrieb steht unser Hang zum Renommieren. Obwohl wir leicht geneigt sind, das Fremde von vornherein als etwas Besonderes und Wertvolleres anzusehen, stellen wir ungern unser Licht unter den Scheffel und ersetzen innere Sicherheit durch etwas Großtuerei. Dabei sind wir innerlich bei weitem nicht so überzeugt von unseren Vorzügen wie der Engländer von den seinen. Während der Engländer seinen angeborenen Hochmut aber, teils aus seiner Scheu vor jeder Gefühlsäußerung, teils aus Höflichkeit, sorgfältig versteckt und sich und sein Land dem Ausländer gegenüber sogar gern kleinmacht, sind wir emsig darauf bedacht, vor dem Fremden ja nicht als klein und unbedeutend zu erscheinen. Besonders gern prunken wir mit unsern Kenntnissen und unsern geistigen Fähigkeiten, von denen der Engländer aber nicht viel hält, da bei ihm der Instinkt den Kopf zum Teil ganz gut ersetzt.

Es ist nicht das wirkliche Maß von Selbstgefälligkeit oder Einbildung, das dem Engländer am Deutschen auffällt, sondern die naive Art, wie wir unsere kleinen Eitelkeiten zur Schau tragen. Wenn überhaupt bei einer Nation von Größenwahn gesprochen werden könnte, so kommt dafür nur das Britentum in Frage. In keinem andern Land der Welt

findet man Zeitungsstimmen von so verblüffendem Hochmut wie in England. Der Holländer Renier hat in seinem Buch unter genauer Angabe der Zeitungsnummern nachgewiesen, daß die Engländer ihre Frauen für die schönsten und fabelhaftesten weiblichen Wesen der Welt halten, daß die englische Küche als die beste der Welt gilt, daß der überaus kümmerliche Londoner Zoo der „wissenschaftlich wertvollste und am humansten geleitete" der Welt ist, daß die schaurigen Londoner Untergrundbahnhöfe die „heitersten" Europas sind, daß die kitschige Erosstatue am Londoner Piccadilly-Platz „das berühmteste Werk der Bildhauerkunst der Welt" und der britische Händler der ehrlichste der Welt ist. Und die britische Post ist schlechthin eines „der wenigen Wunder der Welt"; wozu erläuternd bemerkt sei, daß ich in London täglich mindestens zwei bis drei falsch zugestellte Briefe und Drucksachen in meinem Kasten gefunden habe. Aber — die Zeitungen haben nach englischer Volksmeinung Narrenfreiheit, und Mr. Smith und Mrs. Brown selbst würden niemals wagen, so überhebliche Feststellungen zu machen, wenn sie auch in der Tiefe ihres britischen Herzens genau so denken. Wir denken bei weitem nicht so hoch von uns, tun aber so, als ob wir's täten ...

Im Alltagsleben bleibt der Deutsche in England also ein Fremdkörper. Ich erwarte, daß diese Behauptung von vielen meiner Landsleute, die schöne Tage auf den britischen Inseln verlebt haben, eifrig bestritten wird. Sie werden auf die große englische Gastfreundschaft hinweisen und auf die völlige Ungeniertheit, mit der man sich in England — mehr als irgendwo anders draußen — bewegen kann. Sie werden versichern, daß sie drüben überm Kanal dauernde Freundschaften anknüpfen konnten und nirgends so viel Verständnis für ihr Denken und Fühlen gefunden hätten wie bei den britischen „Vettern". Aber solche Einwände beweisen lediglich unser erstaunliches Vermögen, uns in fremden Verhältnissen und

Lebenskreisen zurechtzufinden und einzuleben. Wir sind Meister der Selbsttäuschung, sind Optimisten und Sanguiniker von Natur. Jeder Ausländer auf britischem Boden bleibt für den Engländer der „alien", der Fremde, Andersartige, der vielleicht ganz nett, immer aber etwas komisch und etwas unheimlich ist. Es gibt keine tragfähige, dauerhafte Brücke von Europa zur britischen Inselseele.

Das englische Eis, der geheime englische Panzer gegen den Fremden, wird nur weich, wenn der Engländer selbst seine Insel verläßt und sich in einen andersvölkischen Strom stürzt. Dieses Experiment ist den Briten allerdings erst in jüngster Zeit gelungen. Früher schleppten sie ihre Inselschale überall in der Welt mit sich herum. Wohin sie kamen, bauten sie um sich herum ein Kleinengland. Und zwar nicht nur in ihren eigenen Kolonien, sondern auch in Paris, an der Riviera, in der Schweiz, in Rom, in Dresden, Berlin und im Schwarzwald. Dieses egozentrische Wesen, diese Spitzenleistung an nationaler Beharrungskraft, hat der Brite erst in der Zeit nach dem Weltkrieg etwas abgeschliffen. Die Einbuße an reiner Macht und der verschärfte wirtschaftliche Konkurrenzkampf, die dem trügerischen Siege von Versailles folgten, zwangen auch ihn, sich gründlicher mit fremden Völkern zu beschäftigen und selbst zu suchen, wo er sich vorher suchen ließ. Erst jetzt mischte sich der Engländer auf Geschäfts- und Erholungsreisen im Ausland wirklich unters Volk und zog – wörtlich und bildlich – vom „Hotel Cumberland" und aus der „Pension Windsor" in den „Schwarzen Adler" und ins „Fremdenheim Müller" um. Fern von ihrer einheimischen Welt und aufgeschlossen durch das Abenteuer, sind diese reisenden Engländer und Engländerinnen zu einer wesentlich anderen Auffassung vom deutschen Wesen gekommen. Ich sagte schon, wie begeistert sie dann zu Hause von ihren Eindrücken in Deutschland erzählten. Und wer bei uns in Deutschland mit dieser neuen Art von englischen Besuchern

zusammengekommen ist, weiß gleichfalls, daß hier ein wirklicher Weg zum Sichkennenlernen beider Völker beschritten worden war. Leider ist dieser wertvolle Ansatz durch Chamberlains sinnlose Kriegspolitik jäh unterbrochen worden.

Deutsche und englische Frauen

Hier muß ein Wort über Englands Frauen eingeschaltet werden, da diese einen außerordentlichen Einfluß auf die Vorstellungswelt der Gesamtnation ausüben. Nur ein Land gibt es, in dem die Frau eine noch größere Rolle spielt als in Britannien, die Vereinigten Staaten. Während die Amerikanerin aber im wesentlichen als „Luxusobjekt", also immerhin als Weib, auf ihrem hohen Sockel steht, ist der gewaltige Einfluß der Engländerin ein durchaus politisches Phänomen. Die Amerikanerin hat sich ihre ungeschriebenen Vorrechte durch „Sex Appeal" erobert, die Engländerin hat ihre geschriebenen und ungeschriebenen Rechte politisch erkämpft. Daraus erklärt es sich, daß die Engländerin auch die deutsche Frau gerade vom Standpunkt ihrer „Rechte" aus beurteilt. Das Ergebnis kann man sich unschwer ausmalen.

Die auf ihre Rechte stolze Britin stellt zunächst einmal fest, daß vieles, was der von den englischen Suffragetten geführte Kampf um die weibliche Emanzipation für die europäische Frau durchgesetzt hat, in der nationalsozialistischen Revolution wieder verlorengegangen ist. Sie sieht mit Mißbilligung, daß die deutsche Frau zwar noch das aktive, nicht mehr aber das passive Wahlrecht genießt. Sie meint, daß die deutsche Frau im Erwerbsleben „grundsätzlich" hinter den Mann zurücktreten müsse, daß das weibliche Hochschulstudium nicht gern gesehen werde und so fort. Und daraus schließt sie, gewohnt an die alten Formeln aus der Zeit der Frauenrechtlerei, daß die deutsche Frau „unterdrückt" sei und nur noch das Recht

habe, möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen. Dieses Trugbild wird durch die englische Presse geflissentlich gefördert und ausgeschmückt. Aus der Beobachtung, daß man im Reich keine Frauen in rein männlichen, der weiblichen Psyche und Konstitution abträglichen Berufsarten wünscht, wird gefolgert, daß die Frauen in Deutschland überhaupt aus dem Berufsleben herausgedrängt würden. Aus den Maßnahmen des neuen Staates zur Förderung der Kinderfreudigkeit wird die Behauptung abgeleitet, daß die deutsche Frau als „Gebärmaschine" abgestempelt sei. Unsere Werbung für eine volle Erkenntnis der häuslichen und familiären Aufgaben der Frau wird in eine Verbannung in Küche und Kinderstube umgedeutet.

Hilary Newitt, die Verfasserin eines in England viel beachteten Buches, erklärt rund heraus, daß der deutschen Frau nur die fünf großen „K" geblieben seien, Küche, Keller, Kinderstube, Krankenzimmer und Kirche. Mit Entrüstung vernimmt die Engländerin aus diesem Buche, daß in deutschen Mädchenschulen männliche Direktoren regierten, daß man also „nicht einmal die Mädchenerziehung der deutschen Frau gelassen habe". Daß das in einem Teil der deutschen Mädchenschulen schon immer so war, wird unterschlagen, und daß man durch solche dürren Feststellungen der völligen Verschiedenheit des deutschen und des englischen Schulsystems nicht gerecht wird, stört weder die englische Verfasserin noch ihre Leserinnen. Das Buch der Newitt und andere englische Veröffentlichungen über deutsches Frauenleben wimmeln von solchen Oberflächlichkeiten und gehen an den grundsätzlichen Fragen völlig vorbei, weil diese für den Inselhorizont nicht erfaßbar sind.

Doch gehen wir etwas tiefer: Wenn schon der Engländer nur sehr wenig Verwandtes mit dem Deutschen hat, so sind die Engländerin und die Deutsche zwei völlig verschiedene Wesen. Zwischen einer Deutschen, einer Russin, einer Französin und einer Italienerin gibt es mehr gemeinsame Züge und

Lebensauffassungen als zwischen irgendeiner Frau Europas und der Britin. Das gilt vor allem für die englische Gattin und Mutter. Das Familienleben ist viel lockerer als bei uns. Der Mann geht morgens zu seiner Arbeit und anschließend, aber oft auch abends, in seinen Klub oder in die Kneipe. In den ein oder zwei Stunden, die er täglich mit der Familie verbringt, wird grundsätzlich nicht über den Beruf gesprochen, so daß die Frau am Arbeitsleben des Mannes kaum einen Anteil hat. Wenn sie deutsche Frauen vom Geschäft oder Beruf ihres Mannes sprechen hört, so kommt ihr das geradezu unpassend vor. Aber sie entschädigt sich nun für diese Lücke in ihrem ehelichen Leben keineswegs etwa durch eine stärkere Beschäftigung mit ihren Kindern. Im Gegenteil, wer es sich finanziell irgend leisten kann, überläßt seine Sprößlinge fast den ganzen Tag über einer „nurse", der Kinderfrau, und in vielen Familien der sogenannten oberen Stände essen die Kinder nicht einmal gemeinsam mit den Eltern. Vom 8. oder 9. Lebensjahr an schickt dann der Engländer Söhne und Töchter, wenn irgend möglich, in ein Internat, da er die Gemeinschaftserziehung für besser und vor allem auch für bequemer hält. Außerdem sichert der Besuch einer angesehenen höheren Internatsschule dem Nachwuchs leichteres Fortkommen im späteren Berufsleben; Mittelstands- und Arbeiterfamilien legen sich oft jahrelang die größten Entbehrungen auf, um wenigstens einem Sohn diese enorm teuere Erziehung kaufen zu können. Der Haushalt selbst ist in England weitgehend rationalisiert, so daß auch er die Frau nur wenig beschäftigt; die meisten Lebensmittel werden, besonders in den unteren Volksschichten, in Konservenform fertig zubereitet gekauft und einfach warm gemacht; nur zum Wochenende, zum landesüblichen „Joint", dem Braten, strengt man sich etwas mehr an.

Bei einer solchen Lebensführung kann die Engländerin natürlich kaum Verständnis für den andersartigen Auf-

gabenkreis der deutschen Frau haben. Sie weiß wenig von der Befriedigung, die ihre deutsche Kameradin aus ihrer Mitsorge für die Arbeit des Mannes genießt, wenig von dem Glück der Gestaltung eines schönen Heims, wenig von der tiefen Freude, die eigenen jungen Menschenkinder in ihrer Entwicklung zu beobachten und zu leiten und in ihnen den Sinn für das zu wecken, was ihr selbst schön und wertvoll erscheint. Sie sieht nur, daß die Deutsche an ihr Heim „gebunden" ist, während sie selbst unendlich viel freie Zeit hat, die sie zum Lesen, für den Kinobesuch, für „shopping" (einkaufen) und für ihren Frauenklub verwendet. Ein also unbeschäftigtes Geschöpf, besonders wenn es von Natur unternehmungslustig wie die Durchschnittsengländerin ist, mußte notwendig früher oder später den Weg in die Politik finden. In keinem zweiten Land gibt es denn auch so viele politisierende Frauen wie in England, und zwar sehr energisch politisierende Frauen, denn die Britin hat ein ziemlich heftiges Temperament.

Die mangelnden Reize und Befriedigungen des englischen Heims haben die Engländerin frühzeitig ins Berufsleben gedrängt, in die Fabrik und ins Büro. Sie ist eine sehr tüchtige Arbeiterin, und vielen von ihnen gefällt diese Art von Beschäftigung erheblich besser als der Hausfrauenberuf, der nur wenig freie Zeit läßt. Das dürfte der Hauptgrund dafür sein, daß es in England zahllose Junggesellen und alte Jungfern gibt. In London sind ganze Stadtviertel, wie z. B. Kensington, von ihnen bevölkert. Daß die Deutsche ihre Berufsjahre nur als einen Durchgang, als einen kurzen Lebensabschnitt, ansieht und sich nach Heim und Kindern sehnt, begreift dieser vermännlichte Typus von Britinnen nicht. Sie glaubt deshalb wirklich, daß die Deutsche nur deshalb „Hausfrau" spiele — die englische Presse schreibt gern, mit einem leicht verächtlichen Beigeschmack, „Hausfrau" auf deutsch —, weil sie nicht nach englischem Stil leben „darf".

Wie weit die Vermännlichung des britischen Frauentums fortgeschritten ist, war jetzt wieder bei Ausbruch des englischen Krieges zu beobachten: England wimmelte im Nu von uniformierten und behosten Mutterlandsverteidigerinnen, die für alle Hilfsdienste in Haufen zu haben waren – nur nicht für eigentlich weibliche Arbeiten. Häusliche Helferinnen oder Mädchen und Frauen für die ländlichen Notquartiere der aus den Großstädten entfernten Kinder meldeten sich fast überhaupt nicht, und selbst die Lazarette können ihren Bedarf an Krankenschwestern nur mit äußerster Mühe decken.

Die starken Gegensätze zwischen englischem und deutschem Frauentum stammen keineswegs erst aus der nationalsozialistischen Zeit. Im Grunde war die Auffassung in England schon immer die gleiche wie heute. Die berühmte Florence Nightingale, die während des Krimkrieges in der Mitte des letzten Jahrhunderts Außerordentliches in den primitiven Krankenhäusern der Türkei leistete, führte bittere Klage über ihre Landsleute: „Es macht mich wild", schrieb sie einmal, „dies Geschwätz über den ‚Wunsch nach einem Betätigungsfeld', wenn ich weiß, daß ich gern 500 Pfund im Jahr für eine Sekretärin bezahlen würde – und wir können keine finden." Und schon damals waren im Kriege keine Krankenschwestern zu finden, während gleichzeitig zu Hause in England ein wilder Kampf um das „Recht der Frau auf den Beruf" ausgefochten wurde.

Nein, die Engländerin ist keine Bundesgenossin für eine bessere Verständigung zwischen dem deutschen und dem englischen Volke. Sie geht an die deutsche Frau mit einem Bündel von Vorurteilen heran und weiß soviel wie nichts von den wirklichen Zielen und Zwecken nationalsozialistischer Frauenarbeit. Eine aus politischer Abneigung heraus unfaire Presse und ein ebenso eingestelltes Buchwesen unterrichten sie auch nicht über das gewaltige soziale Frauenwerk im neuen Reich. Ich bin überzeugt davon, daß mindestens die Frauen

der unteren englischen Schichten sich eine gänzlich andere Meinung von der deutschen Frau bilden würden, wenn sie deren Leben sehen könnten und wüßten, was Staat und Partei für die deutsche Frau und Mutter leisten. Denn die einfache Engländerin hat im Gegensatz zu ihrer weiblich entarteten Schwester aus der „Gesellschaft" durchaus Sinn für ein normales Frauenleben, und ihr eigener Staat und sein System tun soviel wie nichts für die Behebung ihrer Nöte und Sorgen.

Wie sieht England den Führer?

Wir haben in dieser Betrachtung immer wieder erfahren, daß mangelhafte Informationsquellen und eine gewisse Trägheit des Denkens es den Engländern schwer, wenn nicht unmöglich gemacht haben, zu einer nüchternen und wirklichkeitsnahen Beurteilung Deutschlands und der Deutschen zu gelangen. Das gilt ganz besonders für die jüngste Epoche, für das nationalsozialistische Reich, dessen Werden und Leben an keiner geschichtlichen Parallele gemessen werden kann. Nun liegt die Frage nahe, wie sich die Briten mit der gewaltigen Gestalt Adolf Hitlers, des Gründers und Führers dieses jungen Reichs, abfinden. Haben sie ein Gefühl für die einmalige Größe dieser Erscheinung?

Heute, sieben Jahre nach der Machtergreifung, kann man diese Frage bejahen. Jeder Brite, gleich welchen Standes und welcher politischen Ansicht, hat erkannt, daß Adolf Hitler die überragende Gestalt der Gegenwart ist. Selbst die englische Presse hat sich schon lange daran gewöhnt, allen großen politischen Reden und Kundgebungen des Führers einen Platz in ihren Spalten einzuräumen, den sie keinem einzigen ihrer eigenen Staatsmänner gewährt. Diese Haltung ist aber keineswegs ein Ausdruck von Sympathie für den deutschen

Führer, sondern einfach der unfreiwillige, fast unbewußte Ausdruck der Erkenntnis, daß neben den Reden und Handlungen des Führers alle anderen Ereignisse des Weltgeschehens nur sehr leicht wiegen. Jahrelang, vor allem vor der Machtergreifung, hat das politische England versucht, den deutschen Nationalsozialismus zu übersehen und totzuschweigen; man lehnte sich teils aus Kurzsichtigkeit, teils aus Bequemlichkeit an die Haltung der Vertreter des Weimarstaates an, die den Führer und seine Bewegung als eine Art von politischer Inflationserscheinung abzutun versuchten. Noch im Jahre 1933, nach der Machtergreifung, konnte man in den meisten englischen Blättern lesen, daß die nationalsozialistische Herrlichkeit von kurzer Dauer sein werde und daß es sich deshalb nicht lohne, sich allzu gründlich mit ihr zu beschäftigen. Man schwelgte geradezu in Prophezeiungen über den „bevorstehenden" Zusammenbruch des Dritten Reichs und verzeichnete sorgfältig alle dafür sprechenden Symptome. Vielleicht macht sich später, in ruhigeren Zeiten, einmal jemand die Mühe, alle diese Weissagungen zu sammeln; es gäbe sicher ein sehr lustiges Buch!

Der Führer und seine Politik haben sich dann — in England wie überall in der Umwelt — kraft ihres riesigen inneren Gewichts durchgesetzt und alle Versuche, sich dagegenzustemmen, mit der Wucht einer Naturgewalt weggefegt. Nun erst begann in England eine Wertung seiner Persönlichkeit und eine Beurteilung seiner historischen Erscheinung. Schon 1934 fehlte es nicht an Stimmen, die Adolf Hitlers zentrale Bedeutung für die europäische Entwicklung erkannten und zugaben. Und bald darauf, nachdem das Wutgeheul über die Dollfuß-Episode abgeebbt war, meldeten sich auch die ersten Engländer zum Wort, die des Führers Gesinnungen und Leistungen positiv einschätzten. Man hob ihn aus dem Sammelbegriff der „Naziführer" heraus, legte die „Nazischandtaten" nicht mehr ihm persönlich zur Last und begann

jenes kindliche Gesellschaftsspiel, zwischen einer „gemäßigten" und einer „radikalen" Richtung im Nationalsozialismus zu unterscheiden. Die Bösen, das waren Göring, Goebbels und Rosenberg – zu den Guten gehörten Heß, Frick, Neurath, und „die Generale"; später wurde dann Göring auf die brave Liste versetzt und sein Platz auf der bösen Liste mit Ribbentrop ausgefüllt. Der Führer aber blieb eine „Klasse für sich". Daß es in Wirklichkeit keine solchen Fraktionen im Nationalsozialismus gab, daß alle entscheidenden Entschlüsse des Reichs immer vom Führer und vom Führer allein getroffen wurden und getroffen werden, das erkannte man in England erst sehr spät, erst im Jahre 1938. Auch diese späte – zu späte – Erkenntnis gehört ins Kapitel der versäumten Gelegenheiten, das sich durch die ganze britische Nachkriegsgeschichte wie ein roter Faden hindurchzieht.

Die führende, herrschende Schicht Englands sieht heute in Adolf Hitler die Verkörperung des Bösen. Er ist für sie ein neuer „Napoleon", ein wiedererstandener „Dschingis-Khan", ein skrupelloser gewaltiger Eroberer, vor dem alle Völker zittern müssen. Vergessen sind seine großen Kulturtaten, vergessen seine weitsichtigen Friedensangebote, vergessen der deutsche Flottenverzicht, vergessen alles, was man einst an ihm anerkannte und bewunderte. Die englische Oberklasse, alleinige Nutznießerin der „Demokratie" und des britischen Reichtums, sieht in ihm den gefährlichsten Feind. Für den einfachen Engländer aber ist der Führer ein Mann, der aus eigener Kraft sein Volk in Windeseile aus tiefstem Unglück zur höchsten Stufe emporführte, ein Mann, der nicht nur redet, sondern Erstaunliches leistet, ein Mann aus dem Volke, der nur seinem Volke lebt und alle Parasiten an die Wand drückt. Hundertmal habe ich auf englischem Boden von schlichten Männern das Wort gehört: „Einen Hitler sollten wir haben – dann sähe es bei uns auch anders aus!" Und diese Erkenntnis schöpft der einfache Engländer nicht aus Belehrung

und Kenntnis der deutschen Vorgänge, sondern ausschließlich aus seinem unverbildeten Instinkt. Aber der einfache Mann mit dem gesunden Menschenverstand ist mundtot und einflußlos in England. Heute noch, wenn auch vielleicht nicht mehr morgen.

„Sie wollen sich von uns nicht lieben lassen"

Der eine oder andere Englandkenner mag sagen, daß unser Bild zu schwarz gemalt sei. Und doch glaube ich, daß man zu keinem andern Urteil kommen kann, wenn man ganz nüchtern und aufrichtig ist. Wir Deutschen sind allzu leicht geneigt, bloße freundliche Worte für den Ausdruck einer tieferen Überzeugung zu nehmen, was bei den höflichen Engländern besonders wenig anzuraten ist. Wir haben auch die Gewohnheit, aus rein persönlichen Beziehungen Schlüsse von Volk zu Volk zu ziehen. Nicht minder gefährlich ist es, sich einzureden, daß das heutige englische Unverständnis für Deutschland aus der Jugend unserer nationalsozialistischen Revolution erklärbar sei. Soviel ist richtig: Englands Verständnis für uns wäre im Laufe der Zeit sicher gewachsen, wenn Chamberlains Krieg nicht dazwischengekommen wäre. Ob die Engländer aber je uns gegenüber so viel Toleranz aufbringen werden wie den Franzosen gegenüber, die ihnen menschlich so ganz fernestehen, das kann nur die Zukunft lehren. Voraussetzung für eine Wandlung des englischen Deutschlandbildes ist, so fürchte ich, eine Änderung des Britentums selbst. Solange die Engländer ihren altmodischen Staat und ihr muffiges Gemeinschaftsleben für den von allen Völkern anzustrebenden Idealzustand halten, solange werden ihre Augen gar nicht in der Lage sein, uns so zu sehen, wie wir sind, mit unsern Vorzügen und unsern Fehlern.

Vorläufig haben wir uns also an die Tatsache zu halten,

daß in England kein wirkliches Verständnis für Deutschland herrscht und sowohl die Mittel wie der Wille fehlen, sich gründlich mit dem wirklichen Deutschland zu beschäftigen. So ist es heute und so war es gestern. Unsere wahre Affenliebe für britisches Wesen ist nie auf ein gleiches oder ähnliches Gefühl im Inselreich gestoßen. Hier mögen einige Sätze aus einem Briefe Bismarcks Platz finden, der nach seinem eigenen Geständnis „in seinem Leben, was das Ausland anbelangt, nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt hat". Bismarck schrieb 1858 an den General von Gerlach:

„Bleibt unsere künftige Königin (die spätere Kaiserin Friedrich) auf dem Throne auch nur einigermaßen Engländerin, so sehe ich unsern Hof von englischen Einflußbestrebungen umgeben, ohne daß wir und die mannigfachen anderen zukünftigen Schwiegersöhne of Her Gracious Majesty (der Königin Viktoria) irgendwelche Beachtung in England finden, außer wenn die Opposition in Presse und Parlament unsere Königsfamilie und unser Land schlechtmacht. Bei uns dagegen wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirten und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich schon jetzt gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jockey von Hart oder Lichtwald ihn anredet und ihm Gelegenheit gibt, the Queen's English zu radebrechen. Wie wird das erst werden, wenn die erste Frau im Lande eine Engländerin ist."

Bismarck hat ein andermal von den Engländern gesagt, „sie wollen sich ja von uns nicht lieben lassen". Sein Wort gilt heute noch genau so wie vor fünfzig Jahren, als er es niederschrieb. Generationen von Deutschen waren unglücklich über diesen unsern unerwiderten Schwarm. Denn Generationen von Deutschen litten an Minderwertigkeitskomplexen.

Auch das Zweite Reich war nach Bismarcks Sturz keineswegs von diesen Komplexen frei; die Politik Wilhelms II. ist sogar großenteils nur aus seiner gekränkten Anglomanie zu verstehen. Und unsere eigene Wut auf die Briten im Weltkriege war zum Teil die Kehrseite unserer enttäuschten Liebe. Im Zwischenreich von Weimar ist der Englandfimmel dann aufs neue ins Kraut geschossen.

Ich glaube, daß das nun anders geworden ist. Der Führer hat das deutsche Volk in wenigen Jahren dazu erzogen, stolz — innerlich stolz! — zu werden. Jeder einzelne von uns und wir als Volk werden nach wie vor nationale Sympathien und Antipathien haben. Wir werden auch künftig ein Volk für tüchtig, ein anderes für bewunderungswert und ein drittes für verächtlich halten. Aber unser Werturteil wird nichts mehr mit Affenliebe zu tun haben und unabhängig davon sein, was irgendein anderes Volk über uns selbst denkt. Einschließlich Englands.

Inhalt

Seite

Michel in der Welt 5

I.

Trübe Quellen 9

Die deutsch-englische „Verwandtschaft" 21

Der einfache Engländer und wir 25

Drei Prüfsteine 32

II.

Unsere guten und schlechten Eigenschaften 35

Die Judenfrage 38

Die versäumten Gelegenheiten 43

Aufrüstung 46

Die deutschen „Methoden" 55

III.

Der Deutsche und der Brite 59

Deutsche und englische Frauen 64

Wie sieht England den Führer? 69

„Sie wollen sich von uns nicht lieben lassen" 72

SCHRIFTENREIHE DER NSDAP.

Gruppe I Deutsche Wehrkraft RM.

Bd. 1 Karlheinz Rüdiger: Geistige Kriegsbereitschaft 1,—
Bd. 2 General d. Art von Rabenau: Von Geist und Seele des Soldaten . . . . . —,40
Bd. 3 Rudolf Jordan: Vom Sinn dieses Krieges . . —,90

Gruppe II Deutsche Arbeit

Bd. 1 Anton Zischka: Erfinder brechen die Blockade 1,—
Bd. 2 Hermann Reischle: Kann man Deutschland aushungern? . . . . . 1,—
Bd. 3 Claus Selzner: Der deutsche Rüstungsarbeiter —,80
Bd. 4 Eduard Lukas: Währungsfreiheit des deutschen Volkes . . . . . 1,—
Bd. 5 Ernst Wulff: Winterhilfswerk des deutschen Volkes . . . . . 1,—
Bd. 6 Ilse Buresch-Riebe, Frauenleistung im Kriege —,80
Bd. 7 Hans Bernsee, Aufgaben der NS.-Volkswohlfahrt . . . . . —,90

Gruppe III Volkwerdung und Glaube

Bd. 2 Friedrich Griese: Unsere Arbeit ist Glaube . . 1,—
Bd. 3 Wilhelm Westecker: Volksschicksal bestimmt den Wandel der Dichtung 1,20
Bd. 4 Franz Koch: Dichtung und Glaube 1,20
Bd. 5 Jakob Schaffner: Schicksalsweg des deutschen Volkes 1,20
Bd. 6 Friedrich Burgdörfer: Kinder des Vertrauens 1,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

SCHRIFTENREIHE DER NSDAP.

		RM.
Bd. 7	Waldemar Hartmann: Die Balten und ihre Geschichte	1,60
Bd. 8	Karl Götz: Deutsche Leistung in Amerika	1,50
Bd. 9	Franz Rodens: Vom Wesen deutscher Kunst	1,60
Bd. 10	Franz Tumler: Oesterreich ist ein Land des Deutschen Reiches	—,50
Bd. 11	Friedrich Lange: Unser Elsaß — unser Lothringen	1,20
Bd. 12	Wilhelm Westecker: Der Marsch in den Sieg	ca. 1,20
Bd. 14	Alfred Thoß: Heimkehr der Volksdeutschen	1,30

Gruppe IV Europäische Politik einst und jetzt

Bd. 1	Martin Hieronimi: Sterbendes Frankreich	—,80
Bd. 2	Peter Rich. Rohden: England und Frankreich	1,50
Bd. 3	Friedrich Grimm: Das Testament Richelieus	1,20

Gruppe V Das ist England

Bd. 1	Theodor Seibert: Wie sieht uns der Engländer	—,80
Bd. 2	Paul H. Kuntze: Söldner für Albion	1,—
Bd. 3	Wilhelm Brachmann: Das auserwählte Volk	—,80
Bd. 4	Reinald Hoops: Die Selbsttäuschung Englands	—,90
Bd. 5	Hans Thost: England wollte keinen Frieden	1,50
Bd. 6	Hans Bähr: Britische Propaganda	—,90
Bd. 7	W. Trautmann: Weltwirtschaft England	—,90

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

SCHRIFTENREIHE DER NSDAP.

		RM.
Bd. 8	F. O. H. Schulz: Englisches Mitleid, englische Sozialpolitik	1,–
Bd. 9	Walther Pahl: Die britische Machtpolitik	1,20
Bd. 10	Reinald Hoops: Irland und England	–,90
Bd. 11	Falk Ruttke: Geld ersetzt nicht Blut	–,90

Gruppe VI Erlebter Krieg

Bd. 1	Walter Hebenbrock: Mit der NSV. nach Polen	1,–
Bd. 2	Erhard Wittek: Der Marsch nach Lowitsch	–,80

Gruppe VII Der Osten Europas

Bd. 1	Rudolf Haider: Warum mußte Polen zerfallen?	1,20
Bd. 2	Hermann E. Seifert: Der Aufbruch in der arabischen Welt	1,20
Bd. 3	Hermann E. Seifert: Der Jude an der Ostgrenze	–,90
Bd. 4	Kurt Lück: Der Lebenskampf im deutsch-polnischen Grenzraum	–,80
Bd. 5	Rudolf Haider: Die Bulgarische Wiedergeburt	1,30

Gruppe VIII Kontinent und Uebersee

Bd. 1	Rudolf Walter: Innerasien im Ringen der Mächte	1,20
Bd. 2	Franz-Otto Wrede: Schmelztiegel Amerika	1,30
Bd. 3	Friedr. Lange: Kleine Völker u. große Völker	1,20

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

Rudolf Jordan

Vom Sinn dieses Krieges

Der Verfasser sucht den geschichtlichen Sinn dieses Krieges nicht in der Betrachtung militärisch-kriegerischer Ereignisse, sondern er zeigt in packender Darstellung die große weltanschauliche Frontenbildung auf, deren lebensgesetzliche Grundlagen die kriegerische Auseinandersetzung forderte. Daß der geschichtliche Befehl der deutschen Bewährung gerade in der Weltstunde gebieterisch an uns herantritt, in der wir durch die Revolution unseres Blutes wieder ein junges, gesundes und mächtiges Volk geworden sind, erscheint als die glückhafte geschichtliche Bestimmung im Dienste einer großen völkerbefreienden Idee.

So gehört dieses Büchlein, das als Band 3 der Gruppe I der „Schriftenreihe der NSDAP." in einem Umfang von 96 Seiten zum Preise von RM. —,90 und als Pappband zum Preise von RM. 1,60 erscheint, in die Hand eines jeden Deutschen, der an der Front und in der Heimat mithilft, den Sinn dieses Krieges zu erfüllen.

In jeder Buchhandlung erhältlich.

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

Kurt Eggers

Die kriegerische Revolution

Diese Schrift ist der Beitrag eines aufrechten Kämpfers zu den Fragen der weltanschaulichen Revolution unserer Tage. Nichts kann den Geist, in dem sie geschrieben ist, besser charakterisieren als die nachstehenden Zeilen: Wenn dieser Krieg zu Ende sein wird, wenn die Feiern des größten Sieges unserer Rasse verrauscht sein werden, dann werden wir, die einst die Waffen für die Freiheit und Größe unseres Reiches erhoben haben, in eine Heimat zurückkehren, die um ein Gewaltiges größer sein wird als an dem Tage, da wir ins Feld zogen. Andächtig werden wir dann die Größe unseres Kampfes an Neugewordenem ermessen und stolz sein auf die gewaltige Kraft unseres Willens, den die kriegerische Revolution erweckt hat. Ein hartes kriegerisches Gebot wird in den Zeiten des arbeiterfüllten Friedens vor unserer Seele fordernd und mahnend stehen: nicht selbzufrieden zu werden!

Preis: Broschiert RM. —,60, in Pappband geb. RM. 1,50

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

Das ist der Sieg!

Briefe von allen Deutschen an alle Deutschen möchte man diese Sammlung nennen. Schlicht und ohne Pathos offenbart sich in ihnen des Volkes Seele, sein Glaube an den Führer und seine Sendung, jener Glaube, der das Unterpfand für unser ewiges nationalsozialistisches Deutschland ist. Front und Heimat will dieses Buch Kraftquell sein.

In allen Buchhandlungen für RM. 1,– zu haben

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin